



# Leseprobe

Keith Richards  
**Life**

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



---

Seiten: 736

Erscheinungstermin: 08. September 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### Keith Richards und die Stones sind Musikgeschichte

Seine erste Gitarre bekam er mit fünfzehn. 55 Jahre später rockt er mit den Stones noch immer die Welt: »Start Me Up«, »Brown Sugar«, »Honky Tonk Women« – mit seinen Songs und legendären Gitarrenriffs spielt er die Gruppe in die Unsterblichkeit. Ein Leben wie ein Rocksong: von der Kindheit in Dartford, der folgenreichen Bekanntschaft mit Mick Jagger, dem rasanten Aufstieg der Band über Drogenexzesse, Bandquerelen, Affären und den Tod von Brian Jones bis zu seiner großen Liebe Patti Hansen. Abstürze und Höhenflüge. Sex, Drugs and Rock 'n' Roll. – Kompromisslos und unerschütterlich erzählt Keith Richards sein Leben.



### Autor

## Keith Richards

---

Keith Richards wurde 1943 in London geboren. Er ist Gitarrist, Sänger, Songwriter und Mitgründer der Rolling Stones. Mit seiner Band The X-Pensive hat er einige Soloalben veröffentlicht. Heute lebt er mit seiner Frau Patti Hansen in Connecticut.

James Fox wurde 1945 in Washington, DC, geboren. Er kennt Keith Richards seit den frühen Siebzigerjahren, als er für die *Sunday Times* als Journalist tätig war. Sein Buch *Weißes Verhängnis* war ein internationaler Bestseller. Mit seiner Frau und seinen Söhnen lebt er heute in London.

# LIFE



KEITH RICHARDS

MIT JAMES FOX

Aus dem Englischen von  
Willi Winkler, Wolfgang Müller und Ulrich Thiele

Wilhelm Heyne Verlag  
München

Die Originalausgabe erschien 2010 bei Little, Brown and Company,  
Hachette Book Group, New York



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

6. Auflage  
Taschenbucherstausgabe 10/2014  
Copyright © 2010 by Mindless Records, LLC  
Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Redaktion: Tamara Rapp und Stefan Rohmig  
Lektorat: Markus Naegele  
Satz: Satzwerk Huber, Germering  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

Die Verwertung des Textes, auch auszugsweise,  
ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

ISBN: 978-3-453-64059-7  
[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für Patricia*

---

## KAPITEL 1

---

In dem ich während unserer US-Tour 1975 in Arkansas von der Polizei angehalten werde, woraus sich eine ziemlich verfahrenere Situation entwickelt.

**W**arum mussten wir ausgerechnet am Independence-Day-Wochenende zu Mittag ins 4-Dice-Restaurant in Fordyce, Arkansas? Und warum überhaupt? Nach allem, was ich in zehn Jahren Reisen durch den Bibelgürtel erlebt hatte? Das Städtchen Fordyce. Rolling Stones auf der Speisekarte der Polizei in den gesamten Vereinigten Staaten. Jeder Bulle in den USA wollte uns einlochen, egal wie, wollte sein Land ganz patriotisch von diesen schwulen kleinen Engländern säubern und dafür befördert werden. Es war das Jahr 1975, eine brutale und aggressive Zeit. Seit unserer letzten Tournee 1972, der sogenannten »STP-Tour«, galten die Rolling Stones als Freiwild. Das Außenministerium hatte überall Ausschreitungen (korrekt), zivilen Ungehorsam (auch korrekt), rechtswidrigen Sex (was immer das sein mag) und Gewalttätigkeiten registriert. Und wir, einfache Bänkelsänger, waren schuld. Wir hatten die Jugend zur Rebellion aufgestachelt, wir korrump-

pierten Amerika, und sie hatten beschlossen, dass sie uns nie wieder durch die Staaten touren lassen würden. In der Ära Nixon hatte sich das zu einer wichtigen politischen Angelegenheit entwickelt. Nixon höchstpersönlich hatte seine Hunde und alle schmutzigen Tricks bereits gegen John Lennon eingesetzt, weil er Angst hatte, seinetwegen die Wahl zu verlieren. Wir hingegen waren, wie unserem Anwalt ganz offiziell mitgeteilt wurde, die gefährlichste Rock'n'Roll-Band der Welt.

An den Tagen davor hatte uns unser großartiger Anwalt Bill Carter im Alleingang aus diversen heiklen Situationen gerettet, die sich die Polizei von Memphis und San Antonio als Falle für uns ganz persönlich ausgedacht hatte. Und jetzt sah es danach aus, als würde Fordyce, ein 4237-Seelen-Kaff, dessen Schule einen seltsamen roten Käfer im Schulwappen führte, den Triumph einfahren. Carter hatte uns dringend davon abgeraten, durch Arkansas zu fahren, und auf gar keinen Fall sollten wir die Interstate verlassen. Er wies uns darauf hin, dass man im Bundesstaat Arkansas noch vor kurzem an einem Gesetzentwurf gebastelt hatte, der Rock'n'Roll verbieten sollte (den Gesetzestext hätte ich mir gerne mal angeschaut – »Im Fall, dass wiederholt vier laute Viertel auf den Takt gespielt werden ...«). Und ausgerechnet hier kurvten wir in einem brandneuen gelben Chevrolet Impala über die Landstraßen. In den ganzen Vereinigten Staaten gab es wahrscheinlich keinen idiotischeren Ort, um mit einem Auto anzuhalten, das bis unters Dach voller Drogen war, als diese konservative, reaktionäre Südstaatengemeinde, die mit Fremden, die ein bisschen anders aussahen, nun wirklich nichts zu tun haben wollte.

Mit von der Partie waren Ronnie Wood, mein Freund Freddie Sessler, für mich fast so etwas wie ein Vater, ein ganz unglaublicher Typ, von dem hier noch öfter die Rede sein wird, sowie Jim Callaghan, seit Jahren schon unser Security-Chef. Wir wollten die vier-

hundert Meilen von Memphis bis Dallas, wo wir am kommenden Abend unseren nächsten Auftritt im Cotton Bowl absolvieren sollten, mit dem Auto zurücklegen. Jim Dickinson, der Junge aus dem Süden, der bei »Wild Horses« Klavier spielte, hatte uns erzählt, dass die Gegend um Texarkana einen Ausflug wert wäre. Außerdem hatten wir die Fliegerei satt. Von Washington nach Memphis hatten wir einen fürchterlichen Flug erlebt: Ohne Vorwarnung waren wir plötzlich mehrere hundert Meter abgesackt, alles schrie und schluchzte, die Fotografin Annie Leibovitz war mit dem Kopf an die Decke geknallt, und als wir landeten, küssten die Passagiere den Boden. Während das Flugzeug durch die Luft schlingerte, wurde ich dabei beobachtet, wie ich nach hinten ging und gewisse Substanzen mit noch mehr Hingabe als sonst zu mir nahm – schließlich durfte nichts verschwendet werden. Schlimme Sache, vor allem in Bobby Shermans altem Flugzeug, dem *Starship*.

Wir fuhren also mit dem Auto. Ronnie und ich stellten uns besonders dumm an. Wir hielten an dieser Raststätte namens 4-Dice, setzten uns, bestellten und verschwanden dann gemeinsam aufs Klo. Einfach um in Gang zu kommen. Wir wurden high. Die Kundschaft draußen interessierte uns so wenig wie das Essen, deshalb blieben wir länger auf dem Klo, rissen Witze und kiffen weiter. Vierzig Minuten lang. Aber so was macht man da nicht. Damals schon gar nicht. Die Situation spitzte sich immer mehr zu, und schließlich holte das Personal die Polizei. Beim Wegfahren sehen wir noch ein schwarzes Auto ohne Nummernschild am Straßenrand stehen, und kaum sind wir zwanzig Meter weit gekommen, gehen die Sirenen los, das Blaulicht blinkt, und wir haben ihre Knarren vor der Nase.

Ich trug eine Jeanskappe mit lauter kleinen Taschen, und jede war prall gefüllt mit Dope. In unserem Auto musste man nur die Verkleidung abmontieren, um auf Plastikbeutel voller Kokain und



Gras, Peyote und Meskalin zu stoßen. Großer Gott, wie sollten wir uns da je wieder rauswinden? Zu einem schlimmeren Zeitpunkt hätten wir gar nicht verhaftet werden können. Es grenzte an ein Wunder, dass wir für die Tour überhaupt in die Staaten gelassen worden waren. In den Großstädten wusste jede Polizeiwache, dass unsere Visa mit einem Rattenschwanz von Bedingungen verbunden waren, die Bill Carter während der vergangenen zwei Jahre in unzähligen Ferngesprächen mit dem Außenministerium und der Einwanderungsbehörde ausgehandelt hatte. Allererste Voraussetzung war selbstverständlich, dass wir nicht mit Rauschmitteln verhaftet wurden. Carter hatte dafür zu bürgen.

Das ganz harte Zeug nahm ich damals nicht; für die Tour wollte ich clean sein. Natürlich hätte ich den Stoff auch im Flugzeug transportieren können. Allein schon deshalb kann ich bis heute nicht verstehen, warum ich den ganzen Shit unbedingt mit mir rumschleppen und es drauf ankommen lassen musste. Verschiedene Leute hatten mir das Zeug in Memphis gegeben, und ich wollte mich um keinen Preis schon im Flieger davon trennen. Warum musste ich es bloß ins Auto laden wie ein blöder Dealer? Vielleicht hatte ich im Flugzeug einfach nicht geschaltet. Ich weiß noch, dass ich im Wagen einige Zeit damit zubrachte, die Verkleidung abzumachen und das Zeug reinzustopfen. Dabei war ich auf Peyote gar nicht so scharf.

In den Taschen der Kappe steckt also Haschisch, Amobarbital, ein bisschen Koks. Ich grüße die Polizisten, indem ich die Kappe schwenke und dabei Pillen und Hasch in die Büsche schleudere. »Hallo, Officer«, (*schwenk*). »Oh, habe ich etwa gegen ein hiesiges Gesetz verstoßen? Das tut mir leid. Ich komme aus England. Bin ich auf der falschen Straßenseite gefahren?« Und schon hast du sie in der Defensive, und der Shit ist auch weg. Leider nicht der ganze Shit.

Mitten auf dem Rücksitz entdeckten sie ein Jagdmesser, das sie später in der Beweisführung als »versteckte Waffe« bezeichnen würden, die dreckigen Lügner. Jedenfalls mussten wir ihnen zu einer Parkgarage unter dem Rathaus folgen. Auf der Fahrt behielten sie uns natürlich scharf im Auge und sahen, wie wir noch ein bisschen Stoff aus dem Fenster warfen.

Nach unserer Ankunft in der Garage untersuchten sie das Auto nicht sofort. An Ronnie erging der Befehl: »Okay, Sie steigen in den Wagen und holen das Zeug raus.« Ronnie hatte eine kleine Handtasche oder so was Ähnliches im Auto, aber er stopfte seinen ganzen Shit lieber rasch in eine Kleenex-Schachtel. Als er wieder zum Vorschein kam, zischte er mir zu: »Unterm Fahrersitz.« Als ich dran war, war im Wagen nichts mehr zu sehen. Ich hätte also nur geschäftig rummachen und dabei die Schachtel verschwinden lassen müssen. Dummerweise wusste ich aber ums Verrecken nicht, wie ich das anstellen sollte. Schließlich knüllte ich sie zusammen und steckte sie unter den Rücksitz. Als ich wieder ausstieg, erklärte ich, dass ich nichts hätte. Mir ist bis heute rätselhaft, warum sie das Auto nicht gleich auseinandergenommen haben.

Mittlerweile war ihnen klargeworden, wen sie da im Käscher hatten (»Duglaubstesnich: Wir haben ein paar von denen lebendig erwischt«), doch plötzlich schienen sie nicht mehr zu wissen, was sie mit diesen internationalen Stars anfangen sollten. Also forderten sie Verstärkung aus dem ganzen Bundesstaat an. Auch über die Art der Anklage waren sie sich unschlüssig. Und sie wussten, dass wir versuchten, Bill Carter zu erreichen, was sie komplett verunsicherte, denn das hier war Bill Carters Vorgarten. Er war in der Nachbarstadt Rector aufgewachsen und kannte jeden Polizeibeamten, jeden Sheriff, jeden Staatsanwalt, alle wichtigen Politiker. Wahrscheinlich bereuten sie schon, dass sie die Nachricht von ihrem tollen Fang so großkotzig an die Agenturen rausgegeben hat-

ten. Die landesweiten Medien versammelten sich bereits vor dem Gerichtsgebäude – ein Fernsehsender aus Dallas hatte sogar einen Learjet gemietet, um die Pole-Position zu ergattern.

Es war Samstagnachmittag, und sie riefen in Little Rock an, um sich mit den Behörden zu besprechen. Statt uns einzusperren und die Bilder davon um die Welt zu schicken, behielten sie uns im Büro des Polizeichefs in milder »Schutzhaft«, was bedeutete, dass wir ein bisschen auf und ab gehen durften. Wo steckte Carter? Sein Büro war übers verlängerte Wochenende geschlossen, und Handys gab es damals noch nicht. Es dauerte eine ganze Weile, ihn aufzuspüren.

In der Zwischenzeit versuchten wir, das restliche Zeug loszuwerden. Wir waren komplett zugehöhnt. Die Siebziger verbrachte ich in einem sagenhaften Rausch aus allerreinstem Merck-Kokain, dieser flaumweichen pharmazeutischen Droge. Freddie Sessler und ich marschierten aufs Klo, und unsere Aufpasser kamen nicht einmal mit. »Jesus Christus«, die Floskel, mit der Freddie jeden seiner Sätze begann, »bin ich vielleicht drauf.« Er hat Flaschen voller Tuinalkapseln dabei und es so eilig, sie runterzuspülen, dass ihm eine Flasche aus der Hand fällt und die ganzen türkisroten Pillen überall herumkullern, während er schon dabei ist, das Koks loszuwerden. Ich schmeiße inzwischen das Haschisch und Gras ins Klo, aber es lässt sich nicht runterspülen, es ist einfach zu viel Gras. Ich spüle und spüle, und plötzlich kommen diese Pillen in meine Kabine gerollt. Ich versuche sie aufzuheben und wegzuworfen, aber es gelingt mir nicht ganz, weil sich zwischen meiner und der von Freddie eine weitere Kabine befindet, in der sich schließlich ungefähr fünfzig Pillen sammeln. »Jesus Christus, Keith!« – »Ganz ruhig, Freddie, ich hab meine alle, hast du deine?« – »Glaub schon.« – »Okay, dann gehen wir jetzt in die andere Kabine und räumen auf.« Es schneite Stoff, es war einfach unfassbar, in jeder

Tasche, überall steckte was. Ich wusste gar nicht, dass ich so viel Koks hatte!

Das wahre Überraschungsei war Freddie's Aktenkoffer, der sich noch ungeöffnet im Kofferraum befand und natürlich voller Kokain war. Den konnten sie gar nicht übersehen. Wir beschlossen, dass wir Freddie für diesen Nachmittag aus taktischen Gründen verstoßen und als Anhalter ausgeben würden. Selbstverständlich würden wir ihm bei Bedarf gern die Dienste unseres Rechtsberaters zur Verfügung stellen – sofern der Kerl denn endlich mal auftauchte.

Wo war Carter bloß? Es würde schließlich seine Zeit brauchen, bis wir unsere Truppen aufgestellt hatten. Unterdessen schwoll die Bevölkerung von Fordyce zu einer Größe an, die Ausschreitungen befürchten ließ. Die Menschen kamen von überall her – Mississippi, Texas, Tennessee –, um sich das Schauspiel anzusehen. Doch ehe Carter, der irgendwo unterwegs war, aufgespürt war, würde sowieso nichts passieren. Sicher war er gar nicht weit weg, hatte bloß einen wohlverdienten freien Tag genommen. Es blieb also genug Zeit, um darüber nachzudenken, wie ich dermaßen sorglos hatte sein können, alle, aber auch wirklich alle Regeln zu vergessen. Wenn du nicht gegen das Gesetz verstößt, dann winken sie dich auch nicht raus. Die Bullen und erst recht die Südstaatenbullen haben nämlich ein ganzes Repertoire quasilegaler Tricks, um dich einzusperren, wenn ihnen danach ist. Kein Problem, dich schnell mal drei Monate hinter Gitter zu bringen. Deshalb hatte uns Carter auch empfohlen, die Interstate auf gar keinen Fall zu verlassen. Der Bibelhüftel war damals noch um einiges straffer gezogen.

Auf den ersten Tourneen hatten unsere Reifen eine Menge Meilen gefressen. Raststätten waren Glückssache. Da musste man auf einiges gefasst und – vor allem – zu einigem bereit sein. Zum Beispiel Truckerkneipen, 1964, '65, '66 im Süden oder in Texas. Das

war bei weitem gefährlicher als sämtliche Innenstädte. Du kommst da rein, und da sitzen diese netten Jungs, und dir wird ganz langsam klar, dass du hier, in Gesellschaft der Trucker mit Bürstenschnitt und Tattoos, bestimmt nicht in aller Ruhe dein Essen verzehren wirst. Du stocherst nervös auf dem Teller herum und ... »Äh, können Sie das einpacken, muss leider schon weiter.« Wegen der langen Haare riefen sie uns immer »Mädchen«. »Wie geht's, Mädels? Kleines Tänzchen gefällig?« Haare ... Wer hätte gedacht, dass solche Kleinigkeiten ganze Gesellschaften verändern können. Die Reaktionen, die wir hier im Süden erleben durften, kannten wir bestens von zu Hause, aus bestimmten Vierteln in London. »Hey, Süße«, und ähnliche Scheiße.

Im Rückblick war es ein einziger Kampf, aber wenn du mitten drin steckst, denkst du ganz anders. Zunächst waren das vollkommen neue Erfahrungen, und wir verschwendeten keinen Gedanken daran, was sie mit uns anstellen würden oder auch nicht. Man gewöhnte sich einfach daran. Irgendwann wurde mir klar, dass die Sache immer gleich viel besser lief, sobald sie merkten, dass wir Gitarren dabei hatten, also Musiker sein mussten. Moral: Nie ohne Gitarre in die Truckerneipe. »Kannst du das Ding auch spielen, Junge?« Manchmal haben wir das sogar getan, haben die Gitarren rausgeholt und die Rechnung mit Musik beglichen.

Du musstest aber nur über die Gleise, und schon gab es *wirklich* was zu lernen. Wenn wir mit schwarzen Musikern aufgetreten sind, haben die sich um uns gekümmert. Da hieß es einfach: »Hey, willst du heut noch einen wegstecken? Sie wird dich mögen. So was wie dich hat die in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen.« Du warst willkommen, es gab zu essen, und es gab Frauen. Die weiße Seite der Gleise war tot, aber auf der anderen Seite ging es echt ab. Wenn du die richtigen Leute kanntest, warst du dabei. Da konnte man echt was lernen.

Manchmal hatten wir an einem Tag zwei oder drei Auftritte hintereinander. Keine langen Shows, nur zwanzig, vielleicht dreißig Minuten. Man wartete, bis man an der Reihe war, denn das Programm war meist bunt gemischt, Schwarze, Amateure, weiße Lokalgrößen, alles Mögliche.

Wenn man runter in die Südstaaten fuhr, hörte es gar nicht mehr auf. Städte und Staaten sausten nur so vorbei. »White Line Fever« nennt man das. Bist du wach, starrst du auf diese weißen Streifen in der Mitte, bis einer sagt: »Ich muss mal« oder »Ich hab Hunger«. Dann geht man in diese kleinen Schuppen am Straßenrand. An diesen Nebenstraßen in North und South Carolina, Mississippi und so weiter. Du musst dringend mal aufs Klo und steuerst auf die Aufschrift »Men's« zu, aber da steht ein riesiger schwarzer Kerl und sagt: »Nur für Farbige«, und du denkst: »Wer wird denn jetzt hier diskriminiert?« Du fährst weiter, an diesen kleinen Juke Joints vorbei, auf einmal hörst du diese wahnsinnige Musik, und aus den Fenstern dringt der Dampf.

»Hey, lass uns da mal rausfahren.«

»Könnte gefährlich werden.«

»Mann, hör dir das doch an!«

Und dann ist da eine Band, drei große schwere Schwarze, um die ein paar Nutten herumtanzen, denen die Dollarscheine im Tanga stecken. Also marschierst du rein, und die Raumtemperatur fällt schlagartig, denn bis dahin hatte sich noch kein einziger Weißer reingetraut. Aber die Schwarzen wissen, es ist einfach zu viel Energie im Raum, als dass die paar Weißen groß auffallen würden. Außerdem sehen wir nicht gerade aus wie die Jungs vom Dorf. Sie werden also neugierig, und bald wollen wir gar nicht mehr weg. Leider müssen wir weiter. Scheiße, ich hätte tagelang dableiben können. Aber keine Chance, trotz dieser reizenden schwarzen Damen, die dich zwischen ihren riesigen Titten schier ersticken. Wir

verabschieden uns, verschwitzt und in Parfüm getränkt; wir steigen ins Auto, wir riechen gut, und die Musik verklingt im Hintergrund.

Für manche von uns muss es gewesen sein, als wäre man gestorben und im Himmel wieder aufgewacht. Im Jahr zuvor hatten wir noch in den Londoner Clubs gespielt, nicht dass das schlecht gewesen wäre, aber jetzt befanden wir uns an einem Ort, von dem wir nie gedacht hätten, dass wir ihn jemals sehen würden: im Bundesstaat Mississippi. Wir hatten diese Musik zwar gespielt, aber gaaanz ehrfürchtig ... und nun konnten wir sie plötzlich auf der Zunge schmecken. Du träumst davon, dass du den Blues spielst, und im nächsten Augenblick bist du ein echter Bluesman, du bist verdammt noch mal mittendrin, und neben dir steht Muddy Waters. Es geht so schnell, dass du von all den Eindrücken komplett überfordert bist. Später, mit Hilfe von ein paar Flashbacks, kapiertst du es irgendwann, aber zunächst ist das alles einfach zu viel auf einmal. Es ist eine Sache, ein Stück von Muddy Waters zu spielen, aber es ist ganz was anderes, *mit* Muddy Waters zu spielen.

Bill Carter wurde schließlich in Little Rock aufgespürt, wo er im Haus eines Freundes beim Grillen war. Dieser Freund war passenderweise Richter, kein schlechter Zufall. Bill wollte ein Flugzeug chartern und den Richter gleich mitnehmen. Dieser Richter kannte den Polizisten, der unser Auto filzen sollte, und erklärte ihm am Telefon, dass die Polizei seiner Meinung nach dazu kein Recht habe. Die Untersuchung dürfe keinesfalls beginnen, ehe er eingetroffen sei. Damit passierte die nächsten zwei Stunden: nichts.

Seit dem College hatte Bill Carter bei sämtlichen Wahlkämpfen mitgemischt und kannte deshalb praktisch jeden wichtigen Mann im Bundesstaat. Aus den Leuten, für die er in Arkansas gearbeitet

hatte, waren einige der einflussreichsten Demokraten in Washington geworden. Sein Ziehvater war Wilbur Mills aus Kensett, der Vorsitzende des Committee on Ways and Means im Repräsentantenhaus, also der zweitmächtigste Mann nach dem Präsidenten.

Carters Eltern waren arm gewesen. Während des Koreakriegs ging er zur Air Force, finanzierte sich das Jurastudium mit der Kohle, die er als GI bekam, und als die aufgebraucht war, ging er zum Secret Service und landete schließlich bei Kennedys Sicherheitstruppe. An dem besagten Tag war er nicht in Dallas, sondern befand sich auf einem Fortbildungskurs. Aber sonst hatte er Kennedy ständig begleitet, hatte seine Reisen vorbereitet und kannte alle wichtigen Figuren in jedem Staat, den Kennedy besuchte. Der Herzschlag der Macht war ihm vertraut. Nach Kennedys Tod untersuchte er den Mord für die Warren Commission, um anschließend in Little Rock seine eigene Kanzlei zu eröffnen, wo er eine Art Volksanwalt wurde. Carter fürchtete nichts und niemanden. Er kämpfte leidenschaftlich für Recht und Gesetz, für die korrekte Befolgung der Regeln, streng nach der Verfassung – darüber hielt er bei der Polizei Vorträge. Er war Verteidiger geworden, erklärte er mir, weil er die Polizisten satthatte, die systematisch ihre Macht missbrauchten und die Gesetze nach Lust und Laune handhabten – mit anderen Worten fast alle, die er auf einer Tournee der Rolling Stones traf, in fast jeder Stadt. Carter war der geborene Verbündete.

Seine Kontakte in Washington waren seine Trumpfkarte, als man uns 1973 das Visum für die USA verweigerte. Als Carter am Ende jenes Jahres zum ersten Mal wegen uns nach Washington fuhr, stellte er fest, dass die Nixon-Doktrin weiterhin galt und in der Bürokratie bis ganz nach unten befolgt wurde. Man erklärte ihm hoch offiziell, dass die Rolling Stones nie wieder in den Vereinigten



Staaten auftreten würden. Abgesehen davon, dass wir die gefährlichste Rock'n'Roll-Band der Welt waren, weil wir Ausschreitungen auslösten, für schlimmes Fehlverhalten und Missachtung der Gesetze sorgten, wurde uns zudem ziemlich verübelt, dass sich Mick als Uncle Sam in den *Stars and Stripes*, der amerikanischen Flagge, auf der Bühne gezeigt hatte. Das allein reichte schon, um ihm die Einreise zu verweigern. Immerhin: die US-Fahne! Da musste man sehr vorsichtig sein. Brian Jones wurde in den Sechzigern mal festgenommen, ich glaube in Syracuse im Staat New York, weil er eine amerikanische Flagge aufgehoben hatte, die hinter der Bühne herumlag. Er hängte sie sich um die Schultern, aber ein Zipfel schleifte noch auf dem Boden. Das war nach dem Auftritt, wir waren bereits auf dem Weg nach draußen, aber die Polizei-Eskorte drängte uns alle in eine Wache, wo sie zu schreien anfangen: »Die Flagge über den Boden schleifen! Ihr entehrt die Nation! Das ist Volksverhetzung!«

Obendrein verwiesen die Behörden auf mein Strafregister – da war nichts zu machen. Jeder wusste genau, dass ich ein Junkie war; wenn die Zeitungen über mich schrieben, dann darüber. Gerade erst war ich wieder wegen Drogenbesitz verurteilt worden, außerdem Oktober 1973 in England, und davor in Frankreich, 1972, ebenfalls wegen Drogenbesitz. Als Carter mit seiner Kampagne begann, kochte gerade die Sache mit Watergate hoch. Ein paar von Nixons Handlangern saßen schon im Knast, und zusammen mit Haldeman, Mitchell und Co. sollte Nixon selbst bald stürzen – manche von denen hatten gemeinsam mit dem FBI schon an der hinterhältigen Kampagne gegen John Lennon mitgewirkt.

Carters entscheidendes Plus bei der Einwanderungsbehörde bestand darin, dass er einer von ihnen war, dass er aus der Strafverfolgung kam; darüber hinaus genoss er hohes Ansehen, weil er für

Kennedy gearbeitet hatte. Er sagte brav: »Ich weiß doch, wie ihr euch fühlt, Jungs«, und bat dann einfach um eine Anhörung, denn seiner Meinung nach wurden wir nicht fair behandelt. Er arbeitete sich langsam vor, eine monatelange Schufferei. Den unteren Instanzen widmete er die meiste Aufmerksamkeit, da er wusste, dass die mit irgendwelchen Formalitäten alles blockieren konnten. Um zu beweisen, dass ich keine Drogen nahm, unterzog ich mich mehreren medizinischen Tests. Und zwar beim selben Pariser Arzt, der mich schon mehrfach für clean erklärt hatte. Dann trat Nixon zurück. Und Carter bat den obersten Beamten um ein Treffen, damit er sich im Gespräch mit Mick selber ein Urteil bilden konnte. Mick zieht natürlich seinen besten Anzug an und dem Mann mit seinem Charme die Schuhe aus. Mick ist so was von wandlungsfähig, dafür liebe ich ihn. Er könnte ohne weiteres eine philosophische Diskussion mit Sartre führen. Auf Französisch! Und mit Kommunalgrößen ist er besonders gut. Carter erzählte mir, er habe die Visa extra nicht in New York oder Washington beantragt, sondern in Memphis, wo alles etwas ruhiger ablief. Deshalb diese erstaunliche Kehrtwende. Einreiseerlaubnis und Visum wurden sofort erteilt, allerdings nur unter einer Bedingung: dass Bill Carter mit den Stones auf Tournee ging und der Regierung persönlich dafür geradestand, dass es weder zu Ausschreitungen noch irgendwelchen anderen illegalen Aktivitäten kam. (Eine weitere Bedingung war, dass uns ein Arzt begleitete – von ihm wird später noch die Rede sein. Auf dieser Tour wurde er drogensüchtig und brannte mit einem Groupie durch.)

Carter hatte sie beruhigen können, indem er ihnen anbot, die Tour im Stil des Secret Service und zusammen mit der Polizei zu organisieren. Seine anderen Kontakte machten es möglich, dass wir gewarnt wurden, wenn uns die Polizei hochgehen lassen wollte. Damit rettete er uns mehrfach den Arsch.

Durch die Demonstrationen und Antikriegsmärsche während Nixons Amtszeit war das Klima seit der Tournee von 1972 um einiges rauer geworden. Eine Kostprobe bekamen wir am 3. Juni in San Antonio. Das war die Tour mit dem riesigen aufblasbaren Schwanz. Der Schwanz stieg über der Bühne auf, während Mick »Starfucker« sang. Und er war toll, der Schwanz, allerdings mussten wir das später büßen, weil Mick, um seine Unsicherheit zu kaschieren, von da an auf jeder Tour solche Requisiten haben wollte. In Memphis wollten wir mordsmäßig was veranstalten und Elefanten auftreten lassen, aber dann krachten sie durch die Absperrungen und schissen bei der Probe die Bühne voll, weshalb wir lieber darauf verzichteten. Bei unseren Eröffnungskonzerten in Baton Rouge hatten wir keinerlei Schwierigkeiten mit dem Schwanz. Doch für die Bullen, die es schon aufgegeben hatten, uns im Hotel, unterwegs oder in der Garderobe zu verhaften, war das Ding einfach zu verlockend. Sie konnten uns eigentlich nur mehr auf der Bühne festnageln. Also drohten sie damit, Mick festzunehmen, wenn er den Schwanz an diesem Abend aufsteigen ließ, was zu einer bedrohlichen Pattsituation führte. Carter warnte sie, dass die Fans womöglich die Arena abfackeln würden. Er hatte ein bisschen die Stimmung getestet und war zu dem Schluss gekommen, dass die Fans sich das nicht gefallen lassen würden. Am Ende entschied sich Mick, Rücksicht auf die Gefühle der Verantwortlichen zu nehmen, und darum gab es in San Antonio keinen Ständer. In Memphis drohte Mick die Festnahme, weil er die Worte »Starfucker, Starfucker« gesungen hatte, aber Carter brems-te die Bullen aus, indem er ihnen eine Liste der Musikstücke vorlegte, die der Lokalsender gespielt hatte: Sie hatten das Stück zwei Jahre lang gesendet, ohne dass jemand dagegen protestiert hatte. In jeder Stadt musste Carter erleben, wie die Polizei zu illegalen Mitteln griff, wie sie gegen Gesetze verstieß, wie sie Festnahmen

ohne Haftbefehl versuchte und Durchsuchungen ohne begründeten Verdacht durchführte – und er war fest entschlossen, sich mit allen Mitteln zur Wehr zu setzen.

Es war also bereits einiges zusammengekommen, als Carter endlich mit dem Richter im Schlepptau in Fordyce eintraf. In der Stadt hatte sich ein beeindruckendes Presseaufgebot eingefunden. Straßensperren sollten weitere Neugierige fernhalten. Die Polizisten brannten darauf, den Kofferraum zu öffnen, da sie davon überzeugt waren, dort Drogen zu finden. Als Erstes wurde mir »rücksichtsloses Fahren« vorgeworfen, weil die Reifen gequitscht und etwas Kies aufgewühlt hatten, als wir den Parkplatz vor dem Restaurant verließen. Zwanzig Meter »rücksichtsloses Fahren«. Zweite Beschuldigung: Ich hätte eine »versteckte Waffe«, das Jagdmesser, bei mir gehabt. Doch um den Kofferraum legal zu öffnen, mussten sie den Verdacht »glaubhaft machen«, also Beweise oder zumindest Anhaltspunkte dafür vorbringen, dass ein Verbrechen begangen worden war. Sonst wäre die Durchsuchung nicht legal, und der Fall würde auch dann verworfen, wenn das Zeug doch gefunden wurde. Sie hätten den Kofferraum öffnen dürfen, wenn sie durch das Autofenster verbotene Dinge erspäht hätten, aber sie hatten nichts gesehen. Die Sache mit der »Glaubhaftmachung« sorgte dann für den Brüllwettbewerb, der immer wieder zwischen den verschiedenen Beamten ausbrach, während sich der Nachmittag hinzog. Zunächst machte Carter klar, dass es sich seiner Meinung nach um eine getürkte Anschuldigung handele. Um einen glaubhaften Fall zu erfinden, behauptete der Bulle, der mich verhaftet hatte, er habe, als wir vom Parkplatz fuhren, durch unser offenes Autofenster Marihuana gerochen. Deshalb hätten sie das Recht, den Kofferraum zu öffnen. »Die glauben offenbar, dass sie es mit dem letzten Hinterwäldler zu tun haben«, sagte uns Carter. Im Klartext: In der

einen Minute, die zwischen dem Verlassen des Restaurants und der Abfahrt lag, war angeblich Zeit genug gewesen, sich einen Joint zu drehen, ihn anzuzünden und damit das Auto so vollzuqualmen, dass es aus mehreren Metern Entfernung zu riechen war. Deswegen hätten sie uns verhaftet, hieß es. Allein das zerstörte die Glaubwürdigkeit der Beweise, die die Polizei vorgebracht hatte. Carter besprach das Ganze mit einem bereits wutschnaubenden Polizeichef, dessen Stadt sich im Belagerungszustand befand, der aber genau wusste, dass er unser ausverkauftes Konzert am nächsten Abend im Cotton Bowl in Dallas verhindern konnte, wenn er uns in Fordyce festhielt. Für Carter und uns war Polizeichef Bill Gober der klassische Redneck-Bulle, die Bibelgürtel-Version meiner Freunde von der Polizeiwache in Chelsea, die nur darauf lauerten, das Gesetz zu umgehen und ihre Macht zu missbrauchen. Gober empfand die Rolling Stones als persönliche Beleidigung – ihre Klamotten, ihre Haare, alles, was sie vertraten, ihre Musik und vor allem ihre Verachtung jeder Form von Autorität. Insubordination. Sogar Elvis sagte: »Yes, Sir.« Nur diese langhaarigen Penner nicht. Carter drohte ihm zwar damit, die Sache bis zum Obersten Gerichtshof durchzuführen, aber Gober kümmerte sich nicht darum und machte den Kofferraum auf. Als der Kofferraum endlich offen war, kam der echte Brüller. Wir hätten uns beissen können vor Lachen.

Als wir Tennessee, wo es im Wesentlichen abstinent zugeht, verlassen hatten und über den Fluss nach West Memphis, also nach Arkansas fuhren, stießen wir auf Läden, die Schnaps in braunen Papiertüten verkauften, in der Regel schwarzgebrannten. In einem dieser Läden waren Ronnie und ich schier durchgedreht und hatten jede Flasche Bourbon gekauft, wenn sie nur einen skurrilen Namen hatte – Flying Cock, Fighting Cock, the Grey Major –, und dazu lauter kleine Flachmänner, alle mit handbeschrifteten, exotischen Etiketten. Deshalb hatten wir jetzt über sechzig von diesen

Pullen im Kofferraum stehen. Prompt wurden wir als Alkoholschmuggler verdächtigt. »Nein, die haben wir gekauft, ist alles bezahlt.« Ich glaube, diese Unmenge Fusel hat sie ziemlich durcheinandergebracht. Wir reden hier schließlich von den Siebzigern, als Alkis nichts mit Kiffern zu tun hatten. Da wurde eine klare Linie gezogen. »Wenigstens sind die Kerle richtige Männer und trinken Whiskey.«

Doch dann entdeckten sie Freddie's Aktenkoffer, der verschlossen war. Er behauptete, er habe die Kombination vergessen. Sie brachen also das Schloss auf, und natürlich fanden sie zwei kleine Döschen mit pharmazeutischem Kokain. Gober glaubte, jetzt hätte er uns, oder zumindest Freddie.

Es dauerte einige Zeit, bis wir den zuständigen Richter auftreiben konnten. Mittlerweile war es dunkel geworden. Der Richter hatte den Tag auf dem Golfplatz verbracht und getrunken. Inzwischen war er sternhagelvoll.

Von nun an schwankt die Geschichte zwischen Komödie, absurdem Theater und *Keystone Kops*-Polizeiklamotte. Der Richter nahm hinter seinem Tisch Platz, und die verschiedenen Anwälte und Bullen versuchten, ihn von ihrer jeweiligen Vorstellung von Recht und Gesetz zu überzeugen. Gober wollte den Richter natürlich dazu bringen, die Durchsuchung und den Kokainfund für legal zu erklären, so dass er uns alle wegen schwerer Vergehen hätte festhalten können – sprich: Wir sollten in den Bau wandern. Von diesem winzig kleinen juristischen Knackpunkt hing also die Zukunft der Rolling Stones ab, jedenfalls in den Vereinigten Staaten.

Das Weitere spielte sich ziemlich genau so ab, wie nachfolgend geschildert, jedenfalls nach allem, was ich so mitbekam und was Bill Carter mir später bestätigte. So – und Perry Mason möge Nachsicht zeigen – erzählt es sich am einfachsten.

**Die Darsteller:**

Bill Gober, Polizeichef: rachsüchtig, zornig.

Richter Tom Wynne, Vorsitzender Richter in Fordyce: sehr betrunken.

Frank Wynne, Staatsanwalt: der Bruder des Richters.

Bill Carter: berühmter, angriffslustiger Strafverteidiger, Vertreter der Rolling Stones. Gebürtig aus Little Rock, Arkansas.

Tommy Mays, Staatsanwalt: idealistisch, frisch von der Uni.

Des Weiteren: Richter Fairley. Von Carter mitgebracht, um einen fairen Prozess zu garantieren und uns vor dem Gefängnis zu bewahren.

**Gerichtsgebäude, außen:**

Zweitausend Rolling-Stones-Fans, die gegen die Absperungen vor dem Rathaus drücken und dabei singen: »Freiheit für Keith! Freiheit für Keith!«

**Gerichtssaal, innen:****Richter:**

Also gut, ich glaube, dass es heute um ein Verbrechen geht. Ein Verbrechen, meine ... meine Herren. Ich erwarte Ihre Hann-Anträge. Herr Anwalt?

**Junger Staatsanwalt:**

Euer Ehren, da gibt es ein Problem mit dem Beweismaterial.

**Richter:**

Sie müssen mich bitte einen Moment schmschuldigen bitte. Ich ziehe mich zurück.

[Verwirrung im Gericht. Verhandlung für zehn Minuten unterbrochen. Richter erscheint wieder. Seine Expedition hat ihn über die Straße geführt, wo er schnell vor Ladenschluss um zehn noch eine handliche Flasche Bourbon kaufte. Die Flasche befindet sich nun in seinem Strumpf.]

**Carter** [am Telefon verbunden mit Frank Wynne, dem Bruder des Richters]:

Frank, wo bist du? Komm mal rüber zu uns. Tom ist betrunken. Yeah. Okay. Okay.

**Richter:**

Fahren Sie fort, Mister ... äh, fahren Sie fort.

**Junger Staatsanwalt:**

Ich glaube nicht, dass das polizeiliche Vorgehen durch die Gesetze gedeckt ist, Euer Ehren. Wir haben keinerlei Recht, diese Männer festzuhalten. Ich denke, wir müssen sie freilassen.

**Polizeichef** [zum Richter, schreiend]:

Das wär ja noch schöner! Sie wollen diese Lumpen freilassen? Ich werde Sie verhaften lassen, Richter, ja, genau Sie. Sie sind nicht nüchtern. Sie sind betrunken, und zwar in aller Öffentlichkeit. Sie sind überhaupt nicht in der Lage, den Vorsitz zu führen. Sie sind eine Schande für unsere Stadt! [Versucht ihn zu packen.]

**Richter** [schreiend]:

Sie Scheißkerl! Sofort loslassen! Ich fühle mich bedroht! Dada-dafür werde ich Sie ... [Handgemenge]

**Carter** [der eingreift, um sie zu trennen]:

Hey, Jungs, Jungs, ruhig. Schluss mit dem Hickhack, wir müssen *reden*. Die Messer lassen wir lieber mal stecken, die brauchen wir noch, haha ... Draußen ist das Fernsehen, draußen ist die Weltpresse. Das sähe einfach nicht gut aus. Ihr könnt euch vorstellen, was der Gouverneur dazu sagen wird. Wir müssen wieder sachlich werden. Wir können uns doch bestimmt irgendwie einigen.

**Gerichtsbeamter:**

Entschuldigen Sie bitte, Herr Richter. Da ist die BBC. Sie wollen ein Statement für die Live-Nachrichten.



**Richter:**

Ahh ja. Schulligung, Jungs. Bin gleich wieder da.

[Er zieht die Flasche aus dem Strumpf, nimmt einen Schluck.]

**Polizeichef** [der noch immer schreit]:

Gottverfluchter Zirkus! Verdammt noch mal, Carter, diese Burschen hier haben sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht. Wir haben Kokain in diesem verfluchten Auto gefunden. Was wollen Sie denn noch? Ich werde diese Ärsche in den Knast bringen. Hier bei uns wird nach unsren Regeln gespielt, die krieg ich schon noch an den Eiern. Wie viel zahlen die dir eigentlich dafür, du Saft sack? Wenn die Durchsuchung nicht für legal erklärt wird, sperre ich den Richter wegen öffentlicher Trunkenheit ein.

**Richter** [über BBC]:

O yeah, ich war in England im Zweiten Weltkrieg. Bomberpilot, 385. Geschwader. Station Great Ashfield. War schon eine tolle Zeit da drüben ... Ja, ich liebe England. Habe viel Golf gespielt, auf ein paar super Plätzen. Ihr habt ganz besondere Plätze dort ... Wennnworth? Yeah. Und um Ihnen das noch mitzuteilen: Wir werden eine Pressekonferenz mit den Jungs abhalten und ein bisschen erklären, wie wir hier arbeiten und wie die Rolling Stones überhaupt in unsere Stadt gekommen sind.

**Polizeichef:**

Ich habe sie, und ich werde sie festhalten. Ich will diese Briten, diese kleinen Schwuchteln. Was bilden die sich eigentlich ein?

**Carter:**

Wollen Sie hier wirklich Ausschreitungen haben? Haben Sie mal nach draußen geschaut? Sie brauchen nur mit Hand-

schellen winken, und die Menge gerät völlig außer Kontrolle. Das sind die Rolling Stones, Herrgottnochmal!

**Polizeichef:**

Und deine kleinen Jungs werden trotzdem hinter Gittern landen.

**Richter** [vom Interview zurück]:

Was soll das?

**Der Bruder des Richters** [der ihn beiseitennimmt]:

Tom, kann ich dich einen Moment sprechen? Es gibt keine Rechtsgrundlage für die Festnahme. Wenn wir uns hier nicht an den Wortlaut der Gesetze halten, kommt uns das teuer zu stehen.

**Richter:**

Weiß ich, klar. Ja, ja. Mr. Carrer. Treten Sie bitte alle an den Richtertisch.

Außer Polizeichef Gober hatten sich mittlerweile alle beruhigt. Die Durchsuchung hatte nichts zutage gefördert, was sie gegen uns hätten verwenden können. Sie konnten uns nichts anhängen. Das Kokain gehörte dem Tramper Freddie und war auf unrechtmäßigem Wege entdeckt worden. Die Polizei hatte sich bereits mehrheitlich auf Carters Seite geschlagen. Nach vielem Hin und Her und nachdem die Beteiligten sich mehrfach irgendetwas ins Ohr geflüstert hatten, machten Carter und die anderen Anwälte einen Deal mit dem Richter. Es war ganz einfach: Der Richter wollte das Jagdmesser haben und ließ die diesbezügliche Anklage fallen – es hängt noch heute im Gerichtssaal. Das rücksichtslose Fahren reduzierte er auf ein bloßes Vergehen, auf ein besseres Bußgeld wie bei Falschparken, das mich 162,50 Dollar kostete. Mit den 50 000 Dollar, die Carter in bar mitgebracht hatte, zahlte er eine Kautions von 5000 Dollar für Freddie und das

Kokain, und es wurde vereinbart, dass er später beantragen würde, die Sache aus verfahrensrechtlichen Gründen fallenzulassen. Damit war Freddie frei. Es gab allerdings eine letzte Bedingung. Bevor wir verschwanden, mussten wir eine Pressekonferenz mit dem Richter geben und uns Arm in Arm mit ihm fotografieren lassen. Ronnie und ich setzten uns für die Konferenz hinter den Richtertisch. Irgendwo hatte ich einen Feuerwehrhelm gefunden, und sie filmten mich, wie ich mit dem Hammer auf den Tisch schlug und vor den Journalisten verkündete: »Fall abgeschlossen.« Puh!

Dieser Ausgang der Gerichtsaffäre war typisch Stones. Die Behörden, die uns festsetzten, standen jedes Mal vor der gleichen heiklen Entscheidung: Sollen wir sie einsperren, oder wollen wir uns mit ihnen fotografieren lassen und sie mit einer Motorrad-Eskorte aus der Stadt begleiten? Die Meinungen gingen immer wieder auseinander. In Fordyce stand es auf Messers Schneide – und dann bekamen wir doch die Eskorte. Die Polizei musste uns den Weg durch die Menge bahnen und uns gegen zwei Uhr morgens zum Flughafen bringen, wo der Flieger mit laufenden Motoren und einem ausreichenden Vorrat an Jack Daniel's schon auf uns wartete.

Im Jahr 2006 war der politische Ehrgeiz von Mike Huckabee, dem Gouverneur von Arkansas, der sich um die Präsidentschaftskandidatur der Republikaner bewarb, groß genug, um mich wegen meines inzwischen dreißig Jahre zurückliegenden Fehlverhaltens zu begnadigen. Gouverneur Huckabee spielt übrigens selbst Gitarre, ich glaube sogar, er hat eine eigene Band. In Wirklichkeit gab es gar nichts zu begnadigen. In Fordyce lag nichts gegen mich vor, doch egal, ich wurde so oder so begnadigt. Bloß – was zum Henker wurde aus dem Auto? Wir ließen die mit Stoff vollgestopfte

Karre damals einfach in der Parkgarage stehen. Ich würde zu gern wissen, was sie damit angestellt haben. Vielleicht wurde die Verkleidung nie abgemacht. Und vielleicht fährt noch immer jemand mit dem ganzen Shit in der Gegend herum.

## KAPITEL 2

---

Einzelkind im Moorland von Dartford. Campingferien in Dorset mit meinen Eltern Bert und Doris. Abenteuer mit meinem Großvater Gus und Mr. Thompson Wooft. Gus bringt mir den ersten Lick auf der Gitarre bei. Ich lerne, Prügel einzustecken, und bezwinde später den Schulhofschläger der Dartford Tech. Doris schult meine Ohren mit Django Reinhardt, und durch Radio Luxemburg entdecke ich Elvis. Ich verwandle mich vom Chorknaben zum Rebellen und werde von der Schule verwiesen.

**J**ahrelang schlief ich im Durchschnitt zweimal die Woche. Das heißt, ich war mindestens drei Leben lang bei Bewusstsein. Noch vor diesen Leben lag meine zähe Kindheit, die ich östlich von London an der Themse verbrachte, in Dartford, wo ich am 18. Dezember 1943 geboren wurde. Laut meiner Mutter geschah das während eines Luftangriffs. Das wird wohl so sein. Der erste Fetzen einer Erinnerung ist jedenfalls, dass ich bei uns hinterm Haus im Gras liege, zu dem brummenden Flugzeug hochzeige und Doris sagt: »Spitfire.« Der Krieg war da schon vorbei, aber wo ich aufwuchs, brauchte man sich bloß umzudrehen, und man sah

den Horizont, Brachland, Unkraut und vielleicht ein oder zwei einzelne Häuser, die wie durch ein Wunder den Krieg überlebt hatten und an einen Hitchcock-Film erinnerten. In unserer Straße kam eine Fliegerbombe runter, aber da waren wir gerade nicht zu Hause. Doris erzählte, dass das Ding am Bordstein entlanghüpfte und jeden tötete, der sich links und rechts von unserem Haus befand. Ein oder zwei Backsteine landeten in meinem Gitterbett. Das war der Beweis, dass Hitler mir im Nacken saß. Danach wandte er sich Plan B zu. Seit dieser Geschichte hielt meine geliebte Mum Dartford für nicht ganz ungefährlich.

Als mein Vater Bert einberufen wurde, waren Doris und er von Walthamstow nach Dartford in die Morland Avenue gezogen, um näher bei meiner Tante Lil zu sein, Berts Schwester. Lils Angetrauter war ein Milchmann, den eine neue Tour hierherschlagen hatte. Nachdem dann die Bombe in unserem Teil der Morland Avenue eingeschlagen hatte, war meinen Eltern unser Haus nicht mehr sicher genug, und wir zogen bei Lil ein. Einmal, als wir nach einem Luftangriff aus dem Schutzraum kamen, stand das Dach von Lils Haus in Flammen. Trotzdem hauste die gesamte Familie nach dem Krieg dort zusammen, in der Morland Avenue. In meinen frühesten Erinnerungen steht unser altes Haus noch, aber ein Drittel der Straße war bereits ein einziger mit Gras und Blumen überwucherter Krater. Das war unser Spielplatz.

Eine andere von Doris' Versionen besagt übrigens, dass ich im Livingstone Hospital zur Welt gekommen bin, just als das Heulen der Sirenen Entwarnung signalisierte. Bleibt mir nur, ihr zu glauben. Vom ersten Tag an habe ich nun wirklich nicht mitgeschrieben.

Als sie von Walthamstow nach Dartford zog, hatte meine Mutter gedacht, jetzt hätte sie einen sicheren Platz aufgetan. Sie schaffte uns also ins Darenth Valley – mitten in die »Bomb Alley«, die Rou-

te der feindlichen Bomber nach London. Dort befanden sich die Chemiefabrik Burroughs Wellcome und das größte Werk von Vickers-Armstrongs was es zu einer wunderbaren Zielscheibe für Angriffe machte. Obendrein lag Dartford auch noch in der Gegend, wo den deutschen Piloten allmählich der Arsch auf Grundeis ging, wo sie einfach ihre Bomben abwarfen und wieder umkehrten. »Jetzt wird's mir langsam zu heiß hier.« Und WUMM. Ein Wunder, dass uns keine erwischte. Beim Heulen einer Sirene stellen sich mir noch heute die Nackenhaare auf, was sicher daran liegt, dass ich laufend mit Mum und der ganzen Familie im Schutzraum hockte. Wenn irgendwo eine Sirene aufheult, kommt diese instinktive Reaktion, ganz automatisch. Und ich höre das Geräusch oft, weil ich mir viele Spielfilme und Dokumentationen über den Krieg anschau. Jedes Mal ist sofort das Kribbeln wieder da. Immer.

Meine frühesten Erinnerungen sind die Nachkriegsbilder, die alle Londoner im Kopf haben. Schuttlandschaften, halb verschwundene Straßen, von denen manche noch zehn Jahre später nicht anders aussahen. Für mich lag die wichtigste Bedeutung des Krieges in einer simplen Redewendung: »vor dem Krieg«. Schließlich hörte man die Erwachsenen dauernd darüber reden. »Tja, vor dem Krieg war alles anders.« Ansonsten hatte er keine besonderen Auswirkungen für mich. Klar, es gab keinen Zucker, keine Bonbons und Süßigkeiten, was schätzungsweise gar nicht mal schlecht war, auch wenn es mich nicht gerade glücklich machte. Ob später als Erwachsener auf der Lower East Side oder damals in dem Süßigkeitenladen in East Wittering, nicht weit von meinem Haus in West Sussex – ich hatte schon immer Probleme, an Stoff zu kommen. Das ist der einzige Dealer, bei dem ich heute noch Kunde bin: der Candies Sweet Shop. Es ist noch gar nicht so lange her, dass ich mit meinem Kumpel Alan Clayton, dem Sänger der Dirty

Strangers, morgens um halb neun mit dem Wagen da rübergefahren bin. Wir waren die ganze Nacht auf gewesen und hatten plötzlich Gelüste auf Süßes verspürt. Wir mussten eine halbe Stunde warten, bis der Laden öffnete. Wir kauften Lollis, Karamellbonbons, Lakritz und Schwarze-Johannisbeer-Drops. Klar, dass wir uns nie dazu herabgelassen hätten, unseren Stoff im Supermarkt zu kaufen.

Der Umstand, dass ich mir bis 1954 keine Tüte Bonbons kaufen konnte, sagt viel über die Turbulenzen und Veränderungen, die nach einem Krieg noch Jahre andauern. Der Krieg war seit neun Jahren vorbei, ehe ich – wenn ich das Geld gehabt hätte – in einen Laden hätte gehen und sagen können: »Ich nehme eine Tüte von *denen* da« – Toffees und Anisbonbons. Vorher kriegte man bloß zu hören: »Hast du dein Rationierungsheft dabei?« Das Geräusch des Stempels, der aufs Papier klatscht. Eine Ration war eine Ration. Eine kleine braune Papiertüte, eine winzige, *für eine ganze Woche*.

Bert und Doris hatten in der gleichen Fabrik in Edmonton gearbeitet – er als Drucker, sie im Büro. Dort lernten sie sich kennen und zogen dann in Walthamstow zusammen. Vor dem Krieg, als er um sie warb, unternahmen sie viele Rad- und Campingtouren. Das brachte sie zusammen. Sie kauften sich ein Tandem und machten Touren nach Essex und Campingausflüge mit Freunden. Als ich geboren war, packten sie mich, sobald es ging, hinten auf ihr Tandem. Das muss sofort nach dem Krieg gewesen sein, vielleicht auch noch während des Krieges. Ich habe die Vision, wie wir bei einem Luftangriff unbeirrt weiterradeln – Bert vorne, Mum dahinter und ich in einem Babysitz auf dem Gepäckträger, kotzend wegen des Sonnenstichs, den ich mir in der gnadenlosen Hitze eingefangen habe. Das ist die Geschichte meines Lebens – immer *on the road*.



In der ersten Kriegszeit – vor meiner Geburt – fuhr Doris den Lieferwagen einer Genossenschaftsbäckerei. Obwohl sie ihnen gesagt hatte, dass sie gar nicht fahren könne. Glücklicherweise waren in jenen Tagen kaum Autos auf den Straßen. Einmal nahm sie verbotenermaßen den Wagen, um einen Freund zu besuchen, setzte ihn gegen eine Mauer und wurde trotzdem nicht gefeuert. Für Brotauslieferungen, die nicht so weit entfernt waren, nutzte sie ein Pferdegespann, damit sich die Genossenschaft das in Kriegszeiten knappe Benzin sparen konnte. Doris war für die Kuchenverteilung in einem großen Gebiet zuständig. Ein halbes Dutzend Kuchen für dreihundert Menschen. Und *sie* entschied, wer die bekommen würde. »Kann ich nächste Woche einen Kuchen haben?« – »Hatten Sie nicht erst letzte Woche einen?« Ein heldenhafter Krieg. Bert war bis zum D-Day in einem kriegswichtigen Betrieb beschäftigt, der Elektronenröhren herstellte. Nach der Invasion war er in der Normandie Kradmelder gewesen und bei einem Mörserangriff verwundet worden. Er war der einzige Überlebende. Der Überfall bescherte ihm eine hässlich klaffende Wunde – später eine bleiche Narbe, die sich über den ganzen linken Oberschenkel zog. Ich wollte immer so eine haben, wenn ich mal groß wäre. Ich: »Was ist das, Dad?« Er: »Das hat mich aus dem Krieg geholt, Soh-nemann.« Bis zu seinem Lebensende litt er unter Alpträumen. Mein Sohn Marlon hat in den letzten Jahren viel Zeit mit seinem Großvater Bert in Amerika verbracht, und die beiden sind häufig zusammen campen gewesen. Marlon sagt, dass Bert oft mitten in der Nacht schreiend aufgewacht sei und gerufen habe: »Pass auf, Charlie, da kommt das Scheißding. Wir gehen alle drauf! Wir gehen alle drauf! Scheiße, verdammte Scheiße!«

Jeder, der aus Dartford stammt, ist ein Dieb. Das liegt uns im Blut. Der unabänderliche Charakter dieses Ortes ist in einem alten Vers verewigt: »*Sutton for mutton, Kirkby for beef, South Darne for*

*gingerbread, Dartford for a thief.*« Zu seinem damaligen Reichtum kam Dartford durch Raubüberfälle auf die Postkutsche, die von Dover nach London über die alte Römerstraße fuhr, die Watling Street. Der East Hill ist sehr steil. Und plötzlich ist man im Tal und auf der anderen Seite des Flusses Darent. Der Fluss war schmal, aber dann folgte die kurze High Street, und man musste den West Hill hoch, wo die Pferde mächtig zu schnaufen hatten. Egal, aus welcher Richtung man anrückte, das war die perfekte Stelle für einen Hinterhalt. Die Kutscher bremsen erst gar nicht ab, um sich rumzustreiten. Der Dartford-Obolus war schon im Fahrpreis inbegriffen, damit die Reise glatt weitergehen konnte. Sie warfen einfach den Beutel mit den Münzen aus der Kutsche. Wenn man nämlich nicht zahlte, gaben sie ein Zeichen, sobald man den East Hill herunterfuhr. Ein Schuss – er hat nicht bezahlt –, und am West Hill wurde man dann endgültig gestoppt. Sie konnten also auf jeden Fall abkassieren. Man hatte keine Chance.

Als Züge und Autos den Transport übernahmen, war es mit dieser Geschäftsidee allerdings vorbei, und so haben sich die Leute wahrscheinlich um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nach einer anderen Möglichkeit umgetan, um diese Tradition irgendwie fortzuführen. Dartford entwickelte ein unglaubliches kriminelles Netzwerk – man braucht nur bei einigen Mitgliedern meiner weitläufigen Familie nachzufragen. So ist das Leben. Immer fällt hinten irgendwas vom Laster. Wenn plötzlich jemand mit was Hübschem aus Diamanten aufkreuzt, dann fragt man nicht: »Wo kommt das denn her?«

Als ich neun oder zehn war, lauerte mir über ein Jahr lang nach guter Dartford-Tradition fast jeden Tag auf dem Nachhauseweg von der Schule irgendwer auf. Seither weiß ich, wie man sich als Feigling fühlt. Das werde ich mir nie wieder antun. Es wäre gar kein Problem gewesen, einfach abzuhausen, aber ich ließ mich

trotzdem vermöbeln. Meiner Mum sagte ich, dass ich mal wieder mit dem Fahrrad hingefallen sei. Worauf sie antwortete: »Junge, lass die Finger von dem Rad.« Früher oder später kriegen wir eben alle unsere Abreibung. Eher früher. Die einen sind Verlierer, die anderen Schlägertypen. Ich zog daraus ein paar nachhaltige Lehren für später, wenn ich groß genug sein würde, sie umzusetzen. Das Wichtigste ist, den Vorteil auszuspielen, den man als kleiner Scheißer hat: Geschwindigkeit. Was in der Regel heißt: abhauen. Aber irgendwann ist man es leid abzuhauen.

Es war die alte Dartford-Abzocke. Inzwischen gibt es den Dartford-Tunnel mit Mautstellen: Jeder, der von Dover nach London will, muss da durch. Das Abkassieren ist legal, und die Schlägertypen tragen Uniform. Man zahlt, so oder so.

Mein Garten war die Moorlandschaft von Dartford, drei Meilen Niemandsland zu beiden Seiten der Themse. Furchteinflößend und faszinierend zugleich, aber trostlos. Als Kinder sind wir immer bis runter ans Ufer, das war von zu Hause etwa eine halbe Stunde mit dem Fahrrad. Auf der anderen Seite des Flusses, am Nordufer, lag Essex County. Hätte genauso gut Frankreich sein können. Man konnte den Rauch von dem Ford-Werk in Dagenham sehen, und auf unserer Seite das Zementwerk in Gravesend. Letzteres ein passender Name, denn alles, was andernorts unerwünscht war, wurde seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts nach Dartford abgeschoben: Quarantäne- und Pockenkrankenhäuser, Leprakolonien, Schießpulverfabriken, Irrenanstalten – eine nette Mischung. Dartford war seit der Pockenepidemie 1880 Englands Zentrum für die Behandlung dieser Krankheit. Die Krankenhäuser am Fluss quollen über, so dass man die Patienten in Long Reach auf Schiffen unterbrachte – ein makaberer Anblick, wenn man durch die Themsemündung Richtung London segelte, heute noch auf Fotografien zu sehen. Aber berühmt waren Dart-

ford und Umgebung für ihre Irrenhäuser – die verschiedenen Projekte des gefürchteten Metropolitan Asylums Board für mental Benachteiligte oder wie auch immer man diese Menschen heutzutage nennt. Man zog einen Gürtel um Dartford, als hätte irgendwer entschieden: »Okay, hier stecken wir jetzt die Irren rein.« Eine Einrichtung, ein klobiger, düsterer Gebäudekomplex, hieß Darenth Park und blieb bis in die jüngste Vergangenheit eine Art Arbeitslager für zurückgebliebene Kinder. Dann gab es noch das frühere City of London Lunatic Asylum, einen Bau im viktorianischen Stil, mit gotischen Giebeln und einem Turm mit Beobachtungsposten, das man später auf den etwas gefälligeren Namen Stone House Hospital umtaufte und wo mindestens einer der Jack-the-Ripper-Verdächtigen eingesperrt gewesen war, Jacob Levy, der hier an Syphilis starb. Einige der Irrenhäuser waren für schwerere, andere für leichtere Fälle. Als wir zwölf oder dreizehn waren, hatte Mick Jagger einen Sommerjob im Irrenhaus von Bexley, das Maypole genannt wurde. Ich glaube, da saßen die etwas betuchteren Verrückten, mit Rollstühlen und so. Dort lieferte Mick die Verpflegung an, ging herum und teilte das Mittagessen aus.

Fast einmal pro Woche heulten die Sirenen los. Wieder war ein Verrückter abgehauen, den sie dann am nächsten Morgen zitternd in seinem Nachthemdchen im Dartford Heath wieder aufgabelten. Manche ließen sich nicht so leicht schnappen, die sah man dann manchmal durchs Gestrüpp kriechen. Das war ein fester Bestandteil meiner Kindheit. Man glaubte sich immer noch im Krieg, weil sie bei einem Ausbruch die gleichen Sirenen aufheulen ließen.

An was für einem schrägen Ort man da aufwuchs, bekam man gar nicht mit. Wenn man nach dem Weg gefragt wurde, sagte man: »Sie gehen jetzt da vorne an der Klappe vorbei, aber an der kleinen, nicht an der großen.« Und dann wurde man angestarrt, als wäre man gerade selbst aus der Klappe getürmt.

Außer den Irrenhäusern gab es nur noch Wells, eine Fabrik für Feuerwerkskörper, die lediglich aus ein paar vereinzelt Hütten im Moor bestand. Die flog eines Nachts in den Fünfigern in die Luft, zusammen mit ein paar Typen. Sensationell! Als ich aus dem Fenster schaute, dachte ich, der Krieg wäre wieder ausgebrochen. Die Fabrik produzierte damals Zwei-Penny-Böllern, Römische Lichter und Goldregen. Und Knallfrösche. Daran erinnert sich jeder aus der Gegend – denn bei der Explosion flogen im Umkreis von mehreren Meilen alle Fenster raus.

Unsere Fahrräder, die waren wichtig für uns. Mein Kumpel Dave Gibbs, der in Temple Hill wohnte, und ich hatten die coole Idee, an die Gabel vom Hinterrad kleine Pappstreifen zu kleben, die bis in die Speichen reichten und scheppernde Geräusche machten, wenn man fuhr, fast wie ein Motor. »Macht die Scheißdinger ab«, bekamen wir dauernd zu hören. »Bei dem Krach kriegt man ja kein Auge zu.« Also sind wir ins Moor und in die Wälder an der Themse gefahren. Die Wälder waren gefährliches Terrain. Da trieben sich üble, beinharte Typen rum, die uns anschrien, dass wir uns verpissen sollten. Also nahmen wir die Pappstreifen tatsächlich wieder ab. Das waren Verrückte und Landstreicher, viele waren auch Deserteure der britischen Armee, so ähnlich wie die japanischen Soldaten, die nicht wussten, dass der Krieg vorbei war. Manche von denen lebten schon seit fünf oder sechs Jahren dort. Sie hatten sich einen Wohnwagen oder ein Baumhaus zusammengeflickt, und da hausten sie dann. Brutale, versifft Schweinehunde. Meine erste Kugel hat mir einer von diesen Pennern verpasst – eine Luftgewehrku­gel in den Hintern, guter Schuss. Einer unserer Treffpunkte war ein Unterstand, ein alter Maschinengewehrposten, von denen es an diesem Abschnitt der Themse jede Menge gab. Dort machten wir uns über die »Literatur« her, die zusammengeknüllt in der Ecke lag und ausschließlich aus Pin-up-Fotos bestand.

Eines Tages fanden wir dort einen toten, zusammengekrümmten Tramp, auf dem die Schmeißfliegen herumkrabbelten. Überall Schmuddelmagazine und benutzte Kondome. Fliegen schwirrten umher. Der Typ lag wohl schon seit Tagen da. Wir haben die Beine in die Hand genommen und nie jemandem ein Wort davon gesagt.

Ich weiß noch, wie ich von Tante Lils Haus das erste Mal zur Vorschule musste, zur West Hill School, und mir die Lunge aus dem Leib geschrien habe. »Ich geh da nicht hin, Mum, ich geh da nicht hin!« Ich weigerte mich, trat um mich, sagte Nein und immer wieder Nein, aber gegangen bin ich trotzdem. Erwachsene, die hatten eine ganz spezielle Art. Ich habe mich gewehrt, wusste jedoch gleichzeitig, das ist der Moment der Wahrheit. Doris fühlte mit mir, aber nicht allzu sehr. »So ist das Leben, Junge, dagegen kann man sich nicht wehren.«

Ich erinnere mich an meinen Cousin, Tante Lils Sohn. Großer Bursche. Er war mindestens fünfzehn und hatte einen unvorstellbaren Charme. Er war mein Held. Er hatte ein kariertes Hemd! Und er ging aus, wann er wollte. Ich glaube, er hieß Reg. Meine Cousine Kay hingegen nervte mich, weil sie so lange Beine hatte und immer schneller war als ich. Jedes Mal kam ich nur als Zweiter ins Ziel. Aber sie war auch älter. Mit ihr zusammen bin ich das erste Mal auf einem Pferd geritten, ohne Sattel. Auf einer herrlichen alten Schimmelstute, die ihr Gnadenbrot bekam, wenn man das bei uns in der Gegend überhaupt so nennen konnte. Die wusste kaum, wie ihr geschah. Wir und ein paar Kumpels kletterten auf den Zaun, und von da rutschten Cousine Kay und ich irgendwie auf den Rücken der Stute. Gott sei Dank war sie lammfromm, denn wäre sie durchgegangen, wäre ich in hohem Bogen durch die Luft geflogen. Ich hatte nämlich keinen Strick zum Festhalten.

Ich hasste die Vorschule. Schule überhaupt. Doris sagte, ich sei nach der Schule oft so durch den Wind gewesen, dass sie mich

huckepack nach Hause tragen musste. Ich konnte offenbar vor lauter Zittern nicht laufen. Und dabei war das noch vor den Hinterhalten und den Prügeleien. Das Essen war grauenhaft. Ich weiß noch, dass ich in der Vorschule Gypsy Tart essen sollte, einen süßen Kuchen, den man mit Büchsenmilch machte. Irgendein verbranntes schmieriges Zeug war da drin, Marmelade oder Karamell. Ekelhaft. Ich weigerte mich. Jedes Schulkind kannte diesen Kuchen, und manche mochten ihn sogar. Aber Nachtisch stellte ich mir anders vor. Unter Androhung von Strafe wollten sie mich zwingen, den Kuchen zu essen. Genau wie bei Dickens. Also musste ich mit meiner Kinderschrift dreihundertmal schreiben: »Ich werde mein Essen essen.« Schließlich hatte ich den Dreh raus: »Ich, ich, ich, ich ... werde, werde, werde, werde ...«

Ich war berüchtigt für meine Ausraster. Als wenn sonst keiner ausgerastet wäre. Meine Ausraster kamen jedenfalls von der Gypsy Tart. Rückblickend betrachtet, hatte das durch den Krieg aus der Bahn geworfene britische Erziehungswesen nicht viel geeignetes Personal vorzuweisen. Der Sportlehrer war gerade noch Nahkampfausbilder gewesen und sah keinen Grund, warum er uns anders behandeln sollte, obwohl wir erst fünf oder sechs Jahre alt waren. Alle Lehrer waren in der Army gewesen. Alle waren im Zweiten Weltkrieg gewesen, und einige von ihnen kamen frisch aus Korea. Mit deren Art von Brüllpädagogik wurden wir also erzogen.

Dafür, dass ich die frühen Zahnärzte des National Service überlebte, hätte ich eigentlich einen Orden verdient. Ich glaube, man hatte zwei Untersuchungen pro Jahr, die in der Schule durchgeführt wurden und zu denen ich kreischend am Arm meiner Mutter ging. Es kostete sie einiges von ihrem schwer verdienten Geld, um mir danach etwas zu kaufen, denn jeder Termin war die reine

Hölle. Es gab keine Gnade. »Halt den Mund, Junge.« Eine rote Gummischürze, wie bei Edgar Allan Poe. In jenen Jahren 1949 und 1950 hatten sie noch ziemlich klapprige Apparaturen, riemengetriebene Bohrer und Folterbankgurte, die einen an den Stuhl fesselten.

Der Zahnarzt war auch in der Army gewesen. Das hat meine Zähne ruiniert. Meine Angst vor dem Zahnarzt zeitigte bis Mitte der Siebziger sichtbare Folgen – einen Mund voll schwarzer Zähne. Lachgas war teuer, also bekam man nur einen Hauch davon. Außerdem kassierten sie für eine Extraktion mehr als für eine Füllung. Also alles raus. Sie rissen die Zähne einfach raus, mit dem winzigsten Hauch von Gas. Und mittendrin wachte man auf, sah den roten Gummischlauch und die Maske und glaubte, man wäre ein Bomberpilot, nur dass man keinen Bomber hatte. Die rote Gummimaske und der Mann beugten sich über einen wie Laurence Olivier in *Der Marathon Mann*. Das war das einzige Mal, dass ich den Teufel so sah, wie ich ihn mir vorstellte. Ich träume von ihm und seinem Dreizack und wie er sich schlapplacht, und dann wache ich auf, und er sagt: »Hör auf zu flennen, Junge. Da warten noch zwanzig andere draußen.«

Und was sprang für mich dabei heraus? Ein billiges Spielzeug, eine Plastikknarre.

Schließlich wurde uns von der Kommune eine Wohnung in einer Ladenzeile in der Chastilian Road zugewiesen, über einem Obst- und Gemüsehändler, zwei Zimmer plus Wohnzimmer. Die gibt es immer noch. Mick wohnte eine Straße weiter, in der Denver Road. *Posh Town*\* nannten wir die Gegend – der Unterschied war der

\* Nobelviertel (Anm. d. Übers.)



zwischen freistehendem Haus und Doppelhaushälfte. Mit dem Fahrrad waren es fünf Minuten ins Dartford Heath, und meine nächste Schule war nur zwei Straßen entfernt: die Wentworth Primary School, auf die Mick und ich zusammen gingen.

Vor gar nicht so langer Zeit war ich mal wieder dort, um ein bisschen Dartford-Luft zu schnuppern. In der Chastilian Road hat sich nicht viel verändert. Der Obst- und Gemüsehändler ist jetzt ein Blumenladen namens Darling Buds of Kent, dessen Besitzer fast im gleichen Augenblick, als ich den Gehweg betrat, mit einem gerahmten Foto aus seinem Laden geschossen kam und mich um ein Autogramm bat. Er schien mich praktisch erwartet zu haben, hatte das Foto griffbereit und war nicht im mindesten überrascht, ganz so, als käme ich einmal die Woche vorbei. Dabei war ich seit fünfunddreißig Jahren nicht mehr hier gewesen. Auf dem Weg hoch zu unserer alten Wohnung erinnerte ich mich genau an die Anzahl der Treppenstufen. Zum ersten Mal seit fünfzig Jahren betrat ich mein altes Zimmer in dem Haus, das jetzt der Blumenhändler bewohnte. Ein winziges Zimmer, völlig unverändert, und gegenüber, auf der anderen Seite des ein Meter breiten Gangs, das ebenso winzige Zimmer von Bert und Doris. Da hatte ich von 1949 bis 1952 gelebt.

Auf der anderen Straßenseite befanden sich der Co-op und der Metzger – dort hatte mich damals der Hund gebissen. Mein erster Hundebiss, von einem böartigen Scheißvieh, das vor der Tür angekettet gewesen war. An der Ecke war Finlays Tabakladen gewesen. Der Briefkasten hing noch an derselben Stelle; davor auf dem Ashen Drive hatte eine Bombe ein riesiges Loch gerissen, von dem jetzt natürlich nichts mehr zu sehen war. Nebenan hatte Mr. Steadman gewohnt. Er hatte einen Fernseher und immer die Vorhänge offen gelassen, damit wir Kinder mitschauen konnten.

Meine schlimmste, schmerzlichste Erinnerung wurde wieder lebendig, als ich in dem kleinen Garten hinter unserem Haus stand.

Der Tag mit den verfaulten Tomaten. Mir sind einige üble Sachen zugestoßen, aber jener Tag ist bis heute einer der schlimmsten meines Lebens geblieben. Der Gemüsehändler stapelte hinten im Garten immer seine alten Obstkisten, und ein Freund und ich stolperten eines Tages über die vergammelten Tomaten. Wir zermanschten alle, wie sie da waren. Dann lieferten wir uns eine Schlacht mit den matschigen Tomaten und sauten den ganzen Garten ein – die Fenster, die Mauern und uns selbst. Wir bombardierten uns nach allen Regeln der Kunst. »Nimm das, du Saukerl!« Und schon klatschte einem eine faulige Tomate ins Gesicht. Als ich später zurück ins Haus ging, jagte mir meine Mum einen Höllenschrecken ein.

»Ich hab die Polizei angerufen.«

»Wieso denn?«

»Die holen dich ab, du bist ja völlig außer Rand und Band.«

Ich brach zusammen.

»In einer Viertelstunde sind sie da und bringen dich ins Heim.«

Ich hätte mir fast in die Hose geschissen. Ich war sechs oder sieben.

»Oh, Mum!« Ich fiel auf die Knie, flehte und bettelte.

»Mir steht's bis hier. Ich will dich nicht mehr sehen.«

»Mum, bitte, nein ...«

»Und ich werd es Dad erzählen.«

»Oh, *Muuuuuuuum, nein!*«

Das war ein grauenhafter Tag. Sie kannte kein Erbarmen. Eine Stunde lang machte sie so weiter. Bis ich weinend in meinem Bett lag und schließlich erkannte, dass sie überhaupt niemanden angerufen, dass sie mich reingelegt hatte. Ich hatte ordentlich daran zu knabbern. Warum hatte sie das gemacht? Doch wohl kaum wegen ein paar verfaulten Tomaten, oder? Schätzungsweise brauchte ich einfach mal eine Lektion: »Solche Sachen macht man nicht, bas-

ta.« Doris war nie besonders streng. Bei ihr hieß es einfach: »So ist das, und so läuft das jetzt, und du machst das jetzt so und so.« Aber das war das einzige Mal, dass sie mich Gottesfurcht lehrte.

Na ja, Gottesfurcht hatte es in unserer Familie eigentlich nie gegeben. Keiner in unserer Familie hatte jemals was mit organisierter Religion zu tun. Kein Einziger. Ich hatte einen Großvater und eine Großmutter, die waren glühende Sozialisten. Kirche, das war etwas, dem man aus dem Weg ging. Keinen interessierte, was Jesus Christus zu sagen hatte, andererseits behauptete aber auch keiner, es gäbe keinen Gott oder irgendwas in der Richtung. Es hieß einfach: Halte dich von Organisationen fern. Priester waren höchst verdächtig. Wenn man einen Schwarzrock sah, lautete die Devise: Geh auf die andere Straßenseite. Und pass mir auf die Katholiken auf, die sind noch zwielichtiger.

In meiner Familie hatten sie einfach keine Zeit dafür. Gott sei Dank, denn sonst wären die Sonntage noch langweiliger gewesen, als sie es ohnehin schon waren. Wir gingen nie in die Kirche, wir wussten nicht mal, wo sie war.

Ich war mit meiner Frau Patti in Dartford, die noch nie dort gewesen war. Als Führerin fungierte meine Tochter Angela, die wie ich in Dartford geboren und ebenfalls von Doris aufgezogen worden war. Wir standen in der Chastilian Road vor unserem alten Haus, als nebenan aus dem Unisex-Friseurladen namens Hi-Lites, in den höchstens drei Kunden reinpassten, ein Schwarm von etwa fünfzehn Friseurgehilfinnen quoll, die mir von Alter und Typ her sehr vertraut vorkamen. Wäre schön gewesen, wenn es den Laden schon gegeben hätte, als ich noch in der Gegend war. Unisex-Salon. Was wohl der Gemüsehändler dazu gesagt hätte?

In den nächsten paar Minuten entspann sich jedenfalls eine Unterhaltung, die ich so oder so ähnlich schon oft geführt hatte.

**Fan:**

Können wir bitte ein Autogramm haben? Könnten Sie schreiben: »Für Anne und alle Mädchen im Hi-lites.« Wollen Sie nicht reinkommen? Wir könnten Ihnen die Haare schneiden. Gehen Sie dann auch noch in die Denver Road, wo Mick gewohnt hat?

**KR:**

Das ist gleich die nächste Straße, oder?

**Fan:**

Könnte ich auch noch ein Autogramm für meinen Mann haben?

**KR:**

Ach, Sie sind verheiratet? Pech aber auch.

**Fan:**

Warum fragen Sie? Wollen Sie nicht eben mit reinkommen? Ich hab hier kein Papier. Wenn ich das meinem Mann erzähle, das glaubt der mir nie.

**KR:**

Hatte schon ganz vergessen, wie das ist, wenn die Mädels aus Dartford über einen herfallen.

**Älterer Fan:**

Die sind doch alle zu jung, die wissen doch gar nichts. *Wir* können uns noch alle erinnern.

**KR:**

Tja, ich bin immer noch dabei. Ich weiß ja nicht, was für Leute ihr euch jetzt so anhört, aber ohne mich gäb's die alle nicht. Heute Nacht werde ich von dem Haus hier träumen.

**Fan:**

Haben Sie sich das damals so vorgestellt in Ihrem kleinen Zimmer da oben, dass das alles so kommt?

**KR:**

Klar hab ich mir das vorgestellt. Ich hab nur nicht gedacht, dass es auch wahr wird.

Irgendwas an den Mädchen war typisch Dartford. Sie waren entspannt, sie hielten zusammen. Fast wie Mädchen vom Dorf – in dem Sinn, dass sie Teil einer kleinen Gemeinde waren. Immer noch strahlten sie ein Gefühl von Nähe und Wärme aus. In den Chastilian-Road-Zeiten hatte ich ein paar Freundinnen, wenn auch rein platonisch. Ich werde nie die eine vergessen, die mir einen Kuss gegeben hat. Wir waren circa sechs oder sieben Jahre alt. »But keep it dark«. (*Aber sag keinem was!*) Den Song habe ich noch nicht geschrieben. Mädchen sind einem immer meilenweit voraus. Keep it dark! Das war die erste Freundin-Geschichte, aber Mädchen als gute Kumpels hatte ich in meiner Kindheit viele. Meine Cousine Kay und ich waren ein paar Jahre lang gute Freunde gewesen.

Jetzt fuhren Patti, Angela und ich am Heather Drive vorbei, nicht weit entfernt von der Heide. Heather Drive war eine vornehme Gegend. Hier wohnte Deborah. Mit elf oder zwölf war ich total besessen von ihr. Ich stand immer unten auf der Straße und spähte zu ihrem Fenster hoch, wie ein Dieb in der Nacht.

Die Heide war mit dem Fahrrad fünf Minuten entfernt. Dartford war nicht groß, aus der Stadt und aus dem Sinn, nach ein paar Minuten tauchte man in Gestrüpp und Wald ein, wie in einen mittelalterlichen Hain. Dort konnten wir unser Können auf dem Rad erproben. Die »Glory Bumps«. Wir schossen unter den niedrigen Bäumen über die Hügel und tiefen Krater, bis es uns hinhaute. Glory Bumps, was für ein fantastischer Name. Ich habe viele Buckel getestet seitdem, aber nie mehr so große. Wir haben uns oft das ganze Wochenende da herumgetrieben.

Wenn man sich in jenen Tagen in Dartford nach Westen wandte, und vielleicht ist das heute noch so, sah man die Stadt, London. Aber wenn man nach Osten und Süden blickte, hatte man nur weites Land vor sich. Man war sich bewusst, dass man sich am äußersten Rand befand. Dartford war damals Peripherie, Vorstadt. Es hatte und hat auch heute noch seinen eigenen Charakter. Es fühlte sich nicht an wie ein Teil von London. Man fühlte sich nicht als Londoner. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass in meiner Kindheit die Leute in Dartford irgendeine Art von Lokalstolz besaßen. Es war ein Ort, von dem man weg wollte.

Ich hatte also keine Heimatgefühle, als ich mit Patti und Angela zu Besuch war, mit einer Ausnahme – beim Geruch der Heide. Er rief mehr Erinnerungen in mir wach als alles andere. In Sussex, wo ich lebe, liebe ich die Luft über alles, aber den einzigartigen Dartford-Heath-Geruch, eine Mischung aus Ginster und Heidekraut, gibt es sonst nirgends. Die Glory Bumps habe ich nicht mehr gefunden. Entweder waren sie überwuchert, oder sie waren nicht so groß, wie ich sie in Erinnerung hatte, aber beim Spaziergang durch das Farngestrüpp fühlte ich mich doch zurückversetzt.

Das London meiner Kindheit bestand für mich aus Pferdescheiße und Kohlenrauch. In den ersten fünf oder sechs Jahren nach dem Krieg gab es mehr Pferdefuhrwerke in London als nach dem Ersten Weltkrieg. Diese beißende Duftmischung vermisse ich wirklich. Es war wie eine Art Bett, in das man sich schmiegte, sensorisch gesprochen. Vielleicht sollte ich diesen Duft vermarkten, für die älteren Semester. *Wisst ihr noch? Dieser Mief!*

London hat sich für mich nicht sehr verändert – abgesehen von dem Geruch und der Tatsache, dass man jetzt die Pracht mancher Gebäude auch wirklich sehen kann, die des Natural History Museum zum Beispiel, ganz ohne Ruß auf den blauen Fliesen. Kein Vergleich zu damals. Und noch etwas war anders: In früheren Zei-

ten hatte man die Straße für sich. Auf Fotos von der Chichester Street aus dem vergangenen Jahrhundert sieht man nur ballspielende Jungs und das eine oder andere Pferdegespann. Wenn ein Fuhrwerk die Straße runterkam, dann trat man einfach kurz zur Seite.

In meiner Kindheit herrschte im Winter fast immer dichter Nebel. Wenn man zwei oder drei Meilen nach Hause zu gehen hatte, dann wiesen einem die Hunde den Weg. Manchmal war der Nebel so dicht, dass man nichts sehen konnte. Plötzlich tauchte der alte Dodger mit seinem Fleck ums Auge auf, begleitete einen ein Stück, und dann übernahm irgendein Labrador. Auf der Straße waren Tiere unterwegs, auch das gibt es nicht mehr. Ohne die Hilfe meiner vierbeinigen Freunde hätte ich mich als Kind garantiert verirrt und wäre irgendwo gestorben.

Als ich neun war, bekamen wir von der Gemeinde ein Haus in Temple Hill zugewiesen. Das war Ödland. In der Chastilian Road hatte ich mich viel wohler gefühlt. Aber für Doris war es ein Glücksfall. »Wir haben ein eigenes Haus«, und dieser ganze Scheiß. Wir schafften unseren Arsch also auf die andere Seite der Stadt. Natürlich herrschte in den ersten Nachkriegsjahren eine ernste Wohnungsnot. Viele Leute in Dartford lebten in Baracken in der Princes Road. Charlie Watts wohnte immer noch in so einer Baracke, als ich ihn 1962 kennenlernte – ein ziemlich großer Teil der Bevölkerung schlug in diesen asbestverseuchten Blechdachhäuschen Wurzeln und pflegte sie mit Hingabe. Viel konnte die britische Regierung nach Kriegsende nicht tun, außer in dem Chaos, in dem wir lebten, Ordnung zu schaffen. Klar, dass sie ihre Bemühungen glorifizierte. Die Straßen der neuen Siedlung benannten die Mächtigen nach sich selbst, nach Größen aus der Labour Party, vergangenen wie aktuellen – Letzteres vielleicht etwas voreilig, da diese nur sechs Jahre am Ruder blieben. Sie be-

trachteten sich selbst als Helden der Arbeiterklasse, und einer dieser kämpferischen Parteisoldaten war mein eigener Großvater Ernie Richards, der zusammen mit meiner Großmutter Eliza zu den Begründern der Labour Party in Walthamstow gehört hatte.

Die Siedlung war im Oktober 1947 von Clement Attlee – erster Premierminister nach dem Krieg, Freund von Ernie und Namensgeber einer der Straßen – eingeweiht worden. Seine Rede wurde für den Rundfunk aufgezeichnet. »Wir wollen, dass die Menschen Häuser haben, in denen sie gern leben, wo sie glücklich sein und eine Gemeinschaft bilden können, wo sie ein soziales Gemeindeleben führen können ... Die Menschen von Dartford haben etwas geschaffen, das als Beispiel dienen wird.«

»Nein, schön war's da wirklich nicht«, sagte Doris immer. »Es war rau.« Heute ist es noch wesentlich rauer. Teile von Temple Hill sind inzwischen No-go-Areas, eine Jugendganghölle. Die Bauarbeiten waren noch in vollem Gange, als wir einzogen. An der Ecke stand ein Bauwagen, nirgendwo Bäume, Heerscharen von Ratten. Es sah aus wie eine Mondlandschaft. Obwohl es nur zehn Minuten von dem Dartford entfernt war, das ich kannte, hatte ich damals eine Zeit lang das Gefühl, als hätte man mich in eine fremde Galaxie verfrachtet. Dementsprechend kannte ich mindestens ein Jahr lang niemanden aus der Nachbarschaft. Aber Mum und Dad liebten das Haus. Mir blieb also nur, das Maul zu halten. Für eine Doppelhaushälfte war es okay. Es war neu und ordentlich gebaut. Aber es gehörte nicht uns! Ich fand, dass wir etwas Besseres verdienen. Und das verbitterte mich. In meinem Kopf waren wir eine Adelsfamilie im Exil. Ganz schön blasiert! Manchmal verachtete ich meine Eltern dafür, dass sie ihr Schicksal einfach so hinnahmen. Natürlich hatte ich keinen Schimmer, was sie alles hatten durchmachen müssen.



Mick und ich kannten uns nur deshalb, weil wir so nah beisammen gewohnt hatten, nur ein paar Türen voneinander entfernt, mit der Schule dazwischen. Doch dann, als wir von der Schule wegzogen, hockte ich plötzlich »auf der anderen Seite der Gleise«. Man trifft sich nicht mehr, man ist einfach weg. Mick war von der Denver Road nach Wilmington gezogen, in einen sehr feinen Vorort von Dartford, während ich ganz am anderen Ende festsaß, eben jenseits der Gleise. Die Bahngleise verliefen buchstäblich mitten durchs Stadtzentrum.

Temple Hill – der Name war ein bisschen pompös. Einen Tempel habe ich in der Zeit, in der wir da wohnten, nie zu Gesicht bekommen, aber der Hügel war für ein Kind wirklich eine Sensation. Er war sehr steil. Es ist erstaunlich, was man als Kind mit einem Hügel alles anfangen kann, wenn man gewillt ist, sein Leben und seine Knochen zu riskieren. Ich weiß noch, wie ich immer mein Buffalo-Bill-Wildwest-Jahrbuch quer auf einen Rollschuh legte, mich draufsetzte und dann den Temple Hill runtersauste. Pech, wenn mir irgendetwas in die Quere kam, denn die Dinger hatten keine Bremsen. Unten am Hügel musste ich über eine Straße, was bedeutete, ich spielte russisches Roulette mit den Autos – so viele Autos kamen damals allerdings nicht vorbei. Trotzdem, heute kann ich mir diese haarsträubenden Sturzfahrten gar nicht mehr vorstellen. Ich saß höchstens fünf Zentimeter über dem Boden, und diese Lady mit dem Kinderwagen hätte ohne die Hilfe Gottes alt ausgesehen! Ich schrie: »Aufpassen! Aus dem Weg!« Ich bin nie geschnappt worden. Damals kam man wirklich mit den unglaublichsten Sachen durch.

Aus dieser Zeit ist mir eine tiefe Narbe geblieben. Große, schwere Gehwegplatten lagen lose am Straßenrand, bevor sie im Zement verlegt wurden. Und weil ich mich natürlich für Superman hielt, wollte ich mal so eben mit einem Freund eins von den Dingen aus

dem Weg schaffen, weil es uns beim Fußballspielen störte. Erinnerungen sind Erfindungen, und eine alternative Erfindung dieses Vorfalls stammt von meiner Freundin und Spielkameradin Sandra Hull, die ich nach all den Jahren zurate zog. Sie erinnert sich, dass ich ihr galanterweise anbot, die Platte ein Stück zu verschieben, weil ihr beim Hüpfen die Lücke zwischen zwei Platten zu groß war. Sie erinnert sich auch an das viele Blut, das floss, als mir die Platte herunterfiel und einen Finger zerquetschte, und wie ich ins Haus rannte zum Waschbecken, wo das Blut alles rot färbte. Der Finger wurde genäht. Gut möglich, dass sich dieser Vorfall im Lauf der Jahre auf mein Gitarrenspiel auswirkte, auf meine Art zu zupfen, weil der Finger danach nämlich wirklich platter war. Was man aber nicht überbewerten sollte. Vielleicht hat es den Sound verändert. Ich finde damit mehr Halt. Außerdem riss es mir ein Stückchen Fleisch heraus, weshalb meine Hand beim Zupfen der Saiten ein bisschen wie eine Klaue aussieht. Der Finger ist also flach und gleichzeitig spitzer, was gelegentlich ganz praktisch ist. Der Nagel ist nicht so nachgewachsen, wie er vorher war, er ist irgendwie verbogen.

Der Weg zur Schule war lang. Um mich nicht über den steilen Temple Hill plagen zu müssen, ging ich hinten um den Hügel herum. Der Weg hieß Schlackeweg und war eben, aber das bedeutete auch, dass ich hinten an der Burroughs-Wellcome-Chemiefabrik, an der Bowater Papiermühle und an einem übelriechenden Flüsschen mit grün und gelb blubbernder Scheiße vorbei musste. Jede Chemikalie dieser Welt war in dieses wie eine heiße Schwefelquelle dampfende Rinnsal gekippt worden. Ich hielt die Luft an und ging schneller. Ein Fluss wie aus der Hölle. Vor der Fabrik befand sich ein kleiner Park mit einem wunderschönen Teich, auf dem Schwäne herumschwammen – so viel zum Thema »außen hui, innen pfui«.

Auf unserer letzten Tournee, als ich schon über diese Autobiografie nachdachte, hatte ich immer ein Notizbuch für Songs und Ideen dabei. Eine Eintragung lautet: »In meiner alten Tourtasche Schnappschüsse von Bert und Doris gefunden, aus den Dreißigern, beim Bockspringen, Tränen in den Augen.« Die Fotos zeigen die beiden bei Freiübungen – Bert beim Handstand auf Doris' Rücken, beide beim Radschlagen und beim Posieren als lebende Bilder, wobei besonders Bert mit seinem Körper protzt. Auf jenen frühen Fotografien machen Bert und Doris einen rundum glücklichen Eindruck, beim Camping, am Meer, im Kreis ihrer vielen Freunde. Er war ein wahrer Athlet. Er war King's Scout, das Höchste, was man als Pfadfinder werden kann. Und er war Boxer, ein irischer Boxer. Sehr körperfixiert, mein Dad. In dieser Hinsicht, glaube ich, habe ich etwas von ihm geerbt. »Also wirklich«, sagte er immer, »was soll das denn heißen, du fühlst dich nicht wohl?« Der Körper ist eine Maschine. Spielt keine Rolle, was man ihm alles zumutet, er hat zu funktionieren. Sich um seinen Körper sorgen? Was soll der Quatsch? Bei unserer Konstitution ist Schlappmachen unverzeihlich. Daran habe ich mich stets gehalten. »Ach was, ist doch bloß eine Kugel, eine kleine Fleischwunde.«

Doris und ich standen uns sehr nahe. Bert blieb da in gewisser Weise außen vor, schlicht deshalb, weil er die Hälfte der Zeit gar nicht da war. Bert war ein verdammt harter Arbeiter, einfach albern, für die paar Pfund die Woche, die sie ihm als Vorarbeiter bei General Electric in Hammersmith zahlten. Mit dem Verladen und dem Transport von Röhren kannte er sich aus. Über Bert kann man sagen, was man will, aber ehrgeizig war er nicht. Ich glaube, das lag daran, dass er während der Wirtschaftskrise aufgewachsen war. Seine Vorstellung von Ehrgeiz war, einen Job zu bekommen und ihn zu behalten. Er stand um fünf auf, kam um halb acht nach Hause und ging um halb elf schlafen; da blieben ihm

ungefähr drei Stunden für die Familie. An den Wochenenden versuchte er das wettzumachen. Er nahm mich mit in seinen Tennisclub oder in die Heide, wir spielten ein bisschen Fußball oder kümmerten uns zusammen um unseren kleinen Garten. »Mach dies, mach das.« – »In Ordnung, Dad.« – »Hier die Schubkarre, hack dies um, reiß das raus.« Es machte mir Spaß, unserem Grünzeug beim Wachsen zuzuschauen, und ich wusste, dass Dad sich auskannte. »Die Kartoffeln müssen jetzt rein.« Nur das Nötigste. »Die Stangenbohnen werden gut dieses Jahr.« Er blieb ziemlich auf Abstand. Für viel mehr hatten wir keine Zeit, aber ich war trotzdem glücklich. Für mich war er ein großartiger Bursche, eben mein Dad.

Als Einzelkind ist man gezwungen, sich seine eigene Welt zu erfinden. Du lebst mit zwei Erwachsenen zusammen, einen Teil deiner Kindheit bekommst du also fast ausschließlich Erwachsenengespräche zu hören. Und während ich mir die Unterhaltungen über Versicherungen und Miete anhörte, hatte ich niemanden, der *mir* zuhörte. Aber das ist bei jedem Einzelkind so. Keine Brüder oder Schwestern, die man sich schnappen könnte. Also geht man raus und sucht sich Freunde, nur dass die Zeit zum Spielen bei Sonnenuntergang vorbei ist. Es lebten auch keine Cousins und Cousinen in der Nähe, obwohl unsere Familie wirklich weitläufig war. Die Frage ist, wen sucht man sich als Freund und wie findet man ihn überhaupt. Ein sehr wichtiger, ein lebenswichtiger Aspekt für einen Jungen in diesem Alter.

Die Ferien waren in dieser Hinsicht eine besonders intensive Zeit. Wir fuhren meist nach Beesands in Devon, wo wir einen Wohnwagen hatten. Beesands lag neben Hallsands, einem verfallenen, ins Meer gerutschten Dorf – für mich als kleinen Jungen äußerst faszinierend. Wie in dem Film *Five Go Mad in Dorset*. All die baufälligen Häuser, von denen man die Hälfte unter Wasser erah-

nen konnte, und gleich daneben die bizarren, romantischen Ruinen. Beesands war ein altes Fischerdorf, direkt am Wasser, auf dem Strand lagen die Fischerboote. Ich fand das Dorf fantastisch, weil ich schon nach zwei oder drei Tagen jeden kannte. Am vierten Tag nuscelte ich schon mit schwerem Devon-Akzent und spielte, wenn ich Touristen über den Weg lief, begeistert den Einheimischen. »*Which way's Kingbridge?*« – »*Ooh, where ye be goin'?*« Eine sehr elisabethanische Redewendung, die Leute da sprechen immer noch ein sehr altes Englisch.

Manchmal campten wir auch im Zelt, was Bert und Doris schon immer gemacht hatten. Ich lernte, wie man den Campingkocher anzündet, wie man das Überdach aufbaut, wie man die Unterlegplane ausrollt. Sobald wir angekommen waren, hielt ich Ausschau nach jemandem, mit dem ich etwas unternehmen konnte. Wenn ich keinen fand, langweilte ich mich. Und ich wurde ein bisschen eifersüchtig, wenn ich eine Familie mit vier Brüdern und zwei Schwestern sah. Aber gleichzeitig wird man so auch erwachsener. Weil man sich hauptsächlich mit der Erwachsenenwelt auseinandersetzen muss – mal abgesehen von der eigenen Welt, die man sich erschafft. In ihr kommen die Fantasie und all die Sachen ins Spiel, die man auch alleine machen kann. Wachsen zum Beispiel. Daher bedeutete mir jede Freundschaft besonders viel. Manchmal lernte ich fabelhafte Ersatzbrüder oder -schwestern aus einem anderen Zelt kennen, und wenn die Zeit dann vorbei war und wir wieder nach Hause fuhren, war ich immer todtraurig.

Das Höchste für meine Eltern waren die Samstage und Sonntage im Bexley Tennis Club, einem Anhängsel des Bexley Cricket Club, der ein prachtvolles, wunderschönes Clubgebäude aus dem neunzehnten Jahrhundert besaß. Im Tennisclub kam man sich immer wie die arme Verwandtschaft vor. Man wurde nie in den Cricketclub eingeladen.

Außer wenn es wie aus Kübeln schüttete, gab es am Wochenende dennoch nur eine Option – ab in den Tennisclub. Ich kenne mich in Bexley besser aus als in Dartford. Meine Cousine Kay und ich kamen nach dem Mittagessen mit dem Zug nach und trafen meine Eltern im Club – an jedem Wochenende. Die meisten anderen Leute gehörten eindeutig zu einer anderen Schicht der englischen Klassengesellschaft. Sie hatten Autos. Wir fuhren Rad. Mein Job war es, die über die Bahngleise geflogenen Bälle wieder einzusammeln – wobei ich immer Gefahr lief, von einem Stromschlag gekillt zu werden.

Zur Gesellschaft hatte ich Haustiere. Eine Katze und eine Maus. Schwer vorstellbar, die Kombination – aber vielleicht erklärt sie ein bisschen, wie ich bin. Die kleine weiße Maus hieß Gladys. Ich nahm sie mit in die Schule und plauderte mit ihr, wenn mich die Französischstunde langweilte. Ich gab ihr von meinem Mittag- und Abendessen ab und kam mit Hosentaschen voll Mäusescheiße nach Hause. Mäusescheiße ist nicht schlimm. Sie ist nicht matschig, sondern kommt in winzigen harten Kügelchen raus und stinkt auch nicht. Man stülpt einfach die Taschen nach außen, und die Kügelchen kullern raus. Gladys war treu und zuverlässig. Sie steckte nur selten den Kopf aus der Hosentasche, da das zu ihrem sofortigen Tod hätte führen können. Was Gladys und meiner Katze den Kopf kostete, war Doris. Sie tötete alle Haustiere, die ich während meiner Kindheit hatte. Sie mochte keine Tiere. Sie drohte, dass sie es tun würde, und sie tat es auch. Ich klebte ihr einen Zettel mit der Zeichnung von einer Katze und dem Wort »Mörderin« an die Schlafzimmertür. Das habe ich ihr nie verziehen. Doris reagierte wie immer: »Reg dich ab. Du darfst nicht so weich sein. Das Scheißvieh hat uns die ganze Wohnung vollgepisst.«

Während meiner Kindheit arbeitete Doris als Waschmaschinen-vorführerin im Genossenschaftsladen in der High Street von Dart-

ford. Kurz nach der Erfindung der Maschinen hatte sie damit angefangen. Sie war auf die Marke Hotpoint spezialisiert. Sie war sehr gut bei ihrer Arbeit, eine wahre Künstlerin, wenn es darum ging, die Funktionsweise zu demonstrieren. Doris wollte eigentlich Schauspielerin werden, Tänzerin, sie wollte auf der Bühne stehen. Das lag in der Familie. Ich bin mal in den Laden gegangen, habe mich unter die Leute gemischt und zugeschaut, wie sie die fantastischen Vorzüge der neuen Hotpoint demonstrierte. Sie selbst hatte keine, und es dauerte ewig, bis sie sich eine leisten konnte. Aber sie konnte eine echte Show daraus machen, wie man die Wäsche in die Maschine packte. Die Hotpoint arbeitete nicht mal mit fließendem Wasser – man musste es mit einem Eimer reinkippen und auch wieder rausschöpfen. Die Dinger waren damals so gut wie unbekannt, und die Leute sagten: »Toll, eine Maschine, die mir meine Sachen wäscht, aber das ist alles so kompliziert, wie Weltraumtechnik.« Und meine Mutter musste dann sagen: »Ach was, überhaupt nicht. Das ist kinderleicht.« Später, bevor die Stones groß rauskamen und wir pleite und abgerissen in dem verrotteten Drecksloch in Edith Grove hausten, hatten wir immer saubere Klamotten, denn Doris wusch sie bei ihren Vorführungen, bügelte sie und ließ sie von ihrem Bewunderer Bill, dem Taxifahrer, zu uns zurückbringen. Wenn wir die Sachen morgens losschickten, hatten wir sie abends wieder. Doris *brauchte* dreckiges Material. Kein Problem, Baby, kannst du haben!

Jahre später trieb sich Charlie Watts jeden Tag auf der Savile Row herum, befühlte die Qualität der Stoffe und zerbrach sich den Kopf darüber, welche Knöpfe er wollte. Ich konnte da nicht hingehen. Schätze, das hatte mit meiner Mutter zu tun. Sie ging dauernd in Stoffgeschäfte und suchte nach Vorhängen. Ich musste dabei den Mund halten. Ich wurde auf einem Stuhl, auf einer Bank, in einem Regal oder sonstwo geparkt und schaute ihr zu. Sie findet,

was sie will, der Verkäufer wickelt es ein und dann ... nein, bitte nicht! Sie dreht sich um und sieht noch was anderes, das sie will, und treibt den Mann so zur Weißglut. Stundenlang saß ich da, bis meine Mutter sich für Dinge entschieden hatte, die sie sich nicht leisten konnte. Aber was soll man über die erste Frau im Leben eines Mannes sagen? Sie war meine Mum. Sie zeigte mir, wo es langging. Sie ernährte mich. Pausenlos klatschte sie mir die Haare an den Kopf und strich mir die Jacke glatt – in aller Öffentlichkeit. Demütigend. Aber sie war meine Mum. Ich erkannte erst viel später, dass sie auch mein Freund war. Sie brachte mich zum Lachen. Immer lief Musik, und ich vermisse sie unendlich.

Dass meine Mum und mein Dad zusammenfanden, war ein Wunder angesichts ihrer Herkunft und ihrer gegensätzlichen Persönlichkeiten. Bert stammte aus einer Familie eiserner, unbeugsamer Sozialisten. Sein Vater, mein Großvater Ernest G. Richards, in seiner Gemeinde als Onkel Ernie bekannt, war nicht nur ein treuer Anhänger der Labour Party, Ernie kämpfte auch schon unermüdlich für den arbeitenden Menschen, als es in seinem Heimatort noch keine sozialistische Bewegung und keine Labour Party gab. Ernie und meine Großmutter Eliza heirateten 1902, als die Partei noch in den Kinderschuhen steckte – 1900 hatte sie lediglich zwei Abgeordnete im Parlament. Ernie sicherte Keir Hardy, dem Gründer der Partei, die Stimmen seines Londoner Stadtteils. Nach dem Ersten Weltkrieg hielt er diese Festung für Keir. Tagein, tagaus trommelte er für die Partei und warb Mitglieder. Damals war Walthamstow fruchtbares Labour-Territorium. Dort lebten viele aus dem Londoner East End zugezogene Arbeiter und eine neue Bevölkerungsgruppe, die per Zug in die Stadt pendelte – das politische Rückgrat der Partei. Ernie war unerschütterlich in der buchstäblichen Bedeutung des Wortes. Kein Nachgeben, kein Rückzug. Walthamstow



wurde eine Labour-Hochburg, ein bombensicherer Parlamentssitz für Clement Attlee, den ersten Labour-Premier nach dem Krieg, der Churchill 1945 aus dem Amt verdrängt hatte und in den Fünfzigern Walthamstows Abgeordneter war. Zu Ernies Tod schickte er eine Botschaft, in der er ihn das »Salz der Erde« nannte. Bei seiner Beerdigung sangen sie »The Red Flag«, ein Lied, das noch bis vor kurzem auf den Labour-Parteitagungen gesungen wurde. Das Anrührende des Textes war mir bis dahin nie aufgefallen.

***Then raise the scarlet standard high,  
Within its shade we'll live and die,  
Though cowards flinch and traitors sneer,  
We'll keep the red flag flying here.***

Und was war Ernies Beruf? Er arbeitete fünfunddreißig Jahre lang für die gleiche Nahrungsmittelfirma als Gärtner. Meine Großmutter Eliza war, wenn das überhaupt möglich war, noch »salziger« – sie wurde noch vor Ernie in den Gemeinderat und 1941 zur Bürgermeisterin von Walthamstow gewählt. Sie hatte sich wie Ernie in der politischen Hierarchie hochgearbeitet. Sie stammte aus der Arbeiterklasse von Bermondsey und war maßgeblich für den Aufbau der Kinderfürsorge in Walthamstow verantwortlich – eine wahre Reformerin. Sie muss eine beeindruckende Persönlichkeit gewesen sein. Sie wurde Vorsitzende der Wohnungsbaukommission in einem Stadtbezirk, der eines der größten Programme für den Ausbau von Sozialwohnungen im ganzen Land aufzog. Doris hörte nie auf, sich darüber zu beklagen, dass Eliza ihr und Bert nach der Hochzeit kein Haus der Kommune besorgt hatte – sie sei derart rechtschaffen gewesen, dass sie sich geweigert hätte, sie auf der Warteliste ein bisschen nach oben zu schieben. »Ich kann dir kein Haus besorgen. Du bist meine Schwiegertochter.« Nicht nur streng, sondern un-

beugsam. Das hat mich immer fasziniert: die Unwahrscheinlichkeit, dass jemand aus so einer Familie mit jemandem aus einer Familie von Freigeistern zusammenkommen konnte.

Doris hatte sechs Schwestern – ich wurde von beiden Seiten meiner Familie in ein Matriarchat hineingeboren. Sie wuchsen in Islington auf und hatten nur zwei Schlafzimmer, eins für die sieben Mädchen und eins für meine Großeltern Gus und Emma. Ziemlich beengte Wohnverhältnisse. Das Wohnzimmer nach vorne wurde nur an Sonn- und Feiertagen benutzt, hinten lagen die Küche und der Wohnraum für jeden Tag. Die ganze Familie lebte in diesen paar Zimmern und der kleinen Küche. Im ersten Stock wohnte noch eine Familie.

Meinem Großvater Gus – Gott segne ihn – verdanke ich unendlich viel von meiner Liebe zur Musik. Ich schreibe ihm immer noch kleine Zettel, die ich mir an die Wand pinne. »*Thanks, Granddad.*« Theodore Augustus Dupree, der von Frauen umgebene Patriarch der Familie, lebte mit seinen sieben Töchtern nicht weit von der Seven Sisters Road in der Crossley Street 13, London N7. Er sagte immer: »Sind ja nicht nur die sieben Töchter, sondern auch noch meine Frau.« Seine Frau Emma, meine leidgeprüfte Großmutter, war eine geborene Turner und eine sehr gute Klavierspielerin. Emma stand wirklich eine ganze Stufe über Gus – sie war sehr damenhaft und sprach Französisch. Keine Ahnung, wie er sie an Land ziehen konnte. Sie lernten sich bei der Landwirtschaftsschau in Islington kennen, im Riesenrad. Gus war ein Bild von einem Mann, er hatte immer einen lockeren Spruch drauf, lachte immer. Wenn es hart auf hart kam, sorgte er mit seinem Humor und seinem ständigen Lachen dafür, dass es weiterging und die Lebensgeister auf Trab blieben. In seiner Generation waren viele so. Doris hatte eindeutig seinen schrägen Sinn für Humor und seine Musikalität geerbt.

Jeder in unserer Familie tut so, als wüsste kein Mensch, woher Gus eigentlich stammt. Andererseits, wer von uns weiß schon, woher wir wirklich kommen? Vielleicht aus den Tiefen der Hölle. Der Familienlegende nach war sein prachtvoller Name gar nicht sein richtiger. Eigenartigerweise hat sich nie einer von uns die Mühe gemacht, das nachzuprüfen, denn auf dem Volkszählungsbogen steht ja alles: Theodore Dupree, geboren 1892 in Hackney als eins von elf Kindern. Sein Vater, gebürtig aus Southwark, wird als »Tappezierer« aufgeführt. Dupree ist ein hugenottischer Name, und viele Hugenotten kamen von den Kanalinseln – protestantische Flüchtlinge aus Frankreich. Gus hatte mit dreizehn die Schule verlassen, lernte Konditor und übte diesen Beruf in Islington aus. Ein Freund seines Vaters brachte ihm das Geigespielen bei. Er lernte noch mehrere andere Instrumente. In den Dreißigern hatte er eine Tanzkapelle. Damals spielte er Saxofon. Er behauptete, das Giftgas im Ersten Weltkrieg sei daran schuld, dass er danach nicht mehr spielen konnte. Dagegen erzählte mir Bert, dass Gus wegen seiner Konditorausbildung bei einer Verpflegungseinheit und nicht an der Front eingesetzt worden war. Er backte Brot. Bert fügte hinzu: »Wenn er Gas abgekriegt hat, dann höchstens aus seinem Backofen.« Meine über neunzigjährige Tante Marje, die über alles Bescheid weiß und noch lebt, während ich diese Zeilen schreibe, behauptet wiederum, dass Gus 1916 einberufen worden und als Scharfschütze im Ersten Weltkrieg gewesen sei. Sie erzählte mir, dass ihm immer die Tränen gekommen seien, wenn er über den Krieg gesprochen habe. Er wollte niemanden töten. Er wurde am Bein und an der Schulter verwundet, entweder in Passchendaele oder an der Somme. Nachdem er das Saxofon hatte aufgeben müssen, wandte er sich der Geige und der Gitarre zu. Weil sich die Verwundung am Arm, seinem Bogenarm, verschlimmerte, sprach ihm ein Gericht pro Woche zehn Schilling Entschädigung zu. Gus

war eng mit Bobby Howes befreundet, einem berühmten Musical-Star in den Dreißigern. Sie waren zusammen im Krieg gewesen, hatten in der Offiziersmesse gearbeitet und waren dort auch als Komikerduo aufgetreten. Ihre Verpflegung war also besser gewesen als die eines gewöhnlichen Soldaten. Sagt jedenfalls Tante Marje.

In den Fünfzigern hatte Gus eine Squaredance-Band, Gus Dupree and His Boys, und verdiente gut auf amerikanischen Luftwaffenstützpunkten, wo sie zum Hoedown aufspielten. Tagsüber arbeitete er in einer Fabrik in Islington, abends trat er auf, in Smoking und weißem Chemisett. Er spielte auf jüdischen Hochzeiten und Freimaurerfesten, von wo er im Geigenkasten oft Torten mit nach Hause brachte – daran erinnern sich alle meine Tanten. Er muss wohl knapp bei Kasse gewesen sein. Kleidung und Schuhe kaufte er sich zum Beispiel nie neu, sondern nur gebraucht.

Warum aber war meine Großmutter so leidgeprüft? Mal abgesehen von den diversen Schwangerschaften im Laufe von dreiundzwanzig Jahren. Gus bereitete es großes Vergnügen, Emma beim Klavierspiel auf der Violine zu begleiten. Aber während des Krieges erwischte sie ihn dabei, wie er während einer Verdunkelung eine Luftschutzhelferin vögelte. Und auch noch auf dem Klavier. Das war noch schlimmer. Nie wieder spielte sie Klavier mit ihm. Das war der Preis. Sie war sehr starrköpfig – tatsächlich war sie ganz anders als Gus und nicht gewillt, sich auf sein künstlerisches Temperament einzulassen. Also verdonnerte er seine Töchter dazu, ihn zu begleiten, aber »es war nie wieder so wie vorher, Keith«, sagte er mir. »Nie wieder.« Bei den Geschichten, die er mir erzählte, hätte man glauben können, Emma wäre Arthur Rubinstein gewesen. »Es gab keine Bessere als Emma. Sie konnte einfach spielen.« Emma war seine große Liebe, und er sehnte sich nach diesen Zeiten zurück. Unglücklicherweise blieb das nicht sein ein-

ziger Seitensprung. Es gab jede Menge kleiner Scharmützel und Streitereien. Gus war ein Aufreißer, und Emma hatte einfach die Schnauze voll.

Gus und seine Familie waren für die damalige Zeit außergewöhnlich – sie waren so unkonventionell, wie man nur sein konnte. Gus ermunterte die Seinen zu Respektlosigkeit und Nonkonformismus, aber sie hatten es auch in den Genen. Irgendwie hatten sie alle künstlerische Neigungen – eine meiner Tanten mischte sogar bei einem Laientheater mit. Für die damalige Zeit war es eine freie Familie, sehr unviktorianisch. Und Gus war ein Mensch mit einem ganz eigenen Sinn für Humor. Wenn vier oder fünf Verehrer seiner Töchter zu Besuch waren und die Jungs alle auf dem Sofa mit Blick aufs Fenster saßen und ihnen gegenüber die Mädchen, ging Gus nach oben auf die Toilette und ließ von dort an einer Schnur ein benutztes Kondom vor dem unteren Fenster hin und her baumeln, das nur die Jungs sehen konnten. Die Jungs wurden rot und fingen an zu kichern, und die Mädchen hatten keine Ahnung, warum. Gus hatte seinen Spaß daran, etwas Leben in die Bude zu bringen. Doris erzählte mir von dem Skandal, den zwei von Gus' Schwestern heraufbeschworen, Henrietta und Felicia, die zusammen in der Colebrook Row wohnten, und wie entsetzt ihre Mutter darüber gewesen war. Die beiden seien – Doris sprach das nur im Flüsterton aus – »auf den Strich« gegangen. Nicht alle Schwestern bedienten sich einer so gepfefferten Sprache wie Doris, manche waren genauso rechtschaffen und anständig wie Emma. Aber niemand leugnete die Geschichte über Henrietta und Felicia.

Meine frühesten Erinnerungen an Gus sind unsere gemeinsamen Spaziergänge, die er meiner Meinung nach hauptsächlich deshalb unternahm, um seinem Haus voller Frauen zu entfliehen. Ich war ein guter Vorwand, wie auch der Hund, der auf den Na-

men Mr. Thompson Wooft hörte. Vor mir hatte es in Gus' Haushalt nie einen Jungen gegeben, keinen Sohn, keinen Enkel, und ich glaube, dass das der große Augenblick, die große Gelegenheit war, um sich abzuseilen. Wenn Emma ihm irgendwelche Arbeiten im Haushalt auftragen wollte, lautete die Antwort unweigerlich: »Tja, Em, würde ich ja liebend gern, aber du weißt ja, mein kaputter Hintern.« Ein Nicken, ein Zwinkern, und schon musste der Hund Gassi. Wir marschierten Meile um Meile und manchmal, so kam es mir jedenfalls vor, Tage. Einmal gingen wir auf den Primrose Hill, um die Sterne zu beobachten, natürlich mit Mr. Thompson Wooft. »Glaub kaum, dass wir es bis heute Abend noch zurückschaffen«, sagte Gus. Also schliefen wir unter den Bäumen.

»Ich schätze, der Hund muss Gassi.« (Das war der Code für »Lass uns abhauen«.)

»Okay.«

»Zieh deine Regenjacke an.«

»Regnet doch gar nicht.«

»Zieh die Regenjacke an.«

Einmal fragte mich Gus auf einem unserer Rundgänge (da war ich fünf oder sechs):

»Hast du mal einen Penny?«

»Ja, Gus.«

»Siehst du den Jungen da drüben an der Ecke?«

»Ja, Gus.«

»Geh rüber und gib ihm den Penny.«

»Was?«

»Na los, der hat's nötiger als du.«

Ich gebe ihm also den Penny.

Und Gus gibt mir dafür zwei zurück.

Diese Lektion habe ich nie vergessen.

Mir wurde nie langweilig mit Gus. Eines Abends auf dem Bahnsteig der New Cross Railway Station gab er mir bei dichtem Nebel meine erste Zigarette. »Kriegt kein Mensch mit.« Ein gängiger *Gusismus* für die Begrüßung eines Freundes ging so: »Hallo! Und, der Arsch immer schön sauber?« Das kam so herrlich beiläufig rüber, so völlig normal. Ich liebte den Mann. Ein leichter Klaps auf den Kopf. »Das hast du nicht gehört.« »Was denn?«

Er summte ganze Symphonien, während wir unterwegs waren, zum Primrose Hill, nach Highgate oder runter nach Islington durch Archway und Angel oder sonst wohin.

»Lust auf ein Stück Zervelatwurst?«

»Ja, Gus.«

»Kriegst du. Wir gehen zum Lyons Corner House.«

»Ja, Gus.«

»Und kein Wort zu deiner Großmutter.«

»Okay, Gus! Und der Hund?«

»Der kennt den Koch.«

Ich liebte seine Herzlichkeit und Zuneigung, und sein Humor sorgte dafür, dass ich fast den ganzen Tag lang lachte. Damals gab es nicht viel, worüber man in London lachen konnte. Was es aber immer gab, war MUSIK!

»Lass uns mal kurz hier reinschauen, ich brauche ein paar neue Saiten.«

»Okay, Gus.«

Ich sagte nicht viel, ich hörte zu. Er mit seiner Schiebermütze auf dem Kopf, ich in meiner Regenjacke. Vielleicht habe ich von ihm die Wanderlust geerbt. »Wenn du in der Nähe der Seven Sisters Road lebst, sieben Töchter hast und mit dem Ehefrau acht Frauen zu Hause, dann musst du einfach ab und zu raus.« Soweit ich weiß, hat er nie getrunken. Aber irgendwas *muss* er getan haben. Wir sind nie in Pubs gegangen. Doch er verschwand ziemlich re-

gelmäßig in den Hinterzimmern von irgendwelchen Läden. Und ich stand da und studierte mit glänzenden Augen die Waren. Wenn er wieder auftauchte, sagte er immer dasselbe.

»Gehen wir, hast du den Hund?«

»Ja, Gus.«

»Na los, Mr. Thompson.«

Ich wusste nie, wohin es uns verschlagen würde. Er ging in irgendeinen kleinen Laden in Angel oder Islington und marschierte direkt ins Hinterzimmer. »Eine Minute, bin gleich wieder da. Pass auf den Hund auf.« Und dann kam er wieder, sagte: »Alles klar«, und wir liefen weiter, um schließlich im West End in der Werkstatt von einer der großen Musikalienhandlungen zu landen, im Ivor Mairants oder im HMV. Er kannte jeden, der Instrumente bauen oder reparieren konnte. Mich setzte er auf ein Regalbrett. Leimbotte standen herum, von der Decke hingen Instrumente, Männer in langen braunen Kitteln leimten Instrumente zusammen, andere probierten die fertigen aus. Da war immer Musik. Abgehetzte Männlein stürmten direkt aus dem Orchestergraben in den Laden und fragten: »Ist meine Geige schon fertig?« Und ich saß einfach da mit einer Tasse Tee und einem Keks, und der Leim in den Bottichen blubberte vor sich hin wie in einem Mini-Yellowstone-Park. Ich war fasziniert. Nie wurde mir langweilig. Geigen und Gitarren drehten ihre Runden auf dem Fließband, und die Männer reparierten und bauten und überholten Instrumente. Rückblickend sehe ich das Bild einer Alchemistenküche vor mir, wie in Disneys Zeichentrickfilm *Der Zauberlehrling*. So verliebte ich mich in Musikinstrumente.

Gus führte mich ganz behutsam ans Musizieren heran. Er drückte mir nicht einfach irgendwas in die Hand und sagte: »Pass auf, so macht man das.« An Gitarrespielen war sowieso nicht zu denken. Eine Gitarre war zum Anschauen da, als Dekoration, nicht



um wirklich darauf zu spielen. Ich werde diese Gitarre nie vergessen, die bei jedem meiner Besuche auf dem Klavier stand. Wirklich jedes Mal, seit ich fünf Jahre alt war oder so. Das ist wohl der natürliche Lebensraum von dem Ding, dachte ich mir. Ich starrte die Gitarre an, Gus schwieg, und nach ein paar Jahren starrte ich sie immer noch an. »Hey«, sagte er plötzlich, »wenn du groß genug bist, darfst du's mal versuchen.« Erst nach seinem Tod erfuhr ich, dass er die Gitarre nur zu meinen Besuchen rausgeholt und aufgestellt hatte. Er wollte mich ein bisschen ärgern. Wahrscheinlich war er auf mich aufmerksam geworden, als er mich singen hörte. Bei jedem Lied im Radio stimmten wir alle mit ein, es war die natürlichste Sache der Welt. Wir waren eine Bande geborener Sänger.

Ich weiß nicht mehr genau, wann er die Gitarre zum ersten Mal vom Klavier nahm und meinte: »Also los.« Vielleicht war ich neun oder zehn, ich habe also ziemlich spät angefangen. Und zwar ganz klassisch, auf einer spanischen Konzertgitarre mit Darmsaiten, einer wunderschönen kleinen Lady. Ich hatte zwar nicht die geringste Ahnung, was ich damit anstellen sollte, aber dieser Geruch! Das hat sich bis heute nicht geändert. Wenn ich einen Gitarrenkoffer mit einer alten Holzgitarre öffne, möchte ich am liebsten reinkrabbeln und den Deckel über mir zuklappen.

Gus war kein Überflieger auf der Gitarre, aber die Grundlagen waren ihm vertraut. Er brachte mir meine ersten Licks und Akkorde bei, er zeigte mir die wichtigsten Griffe, D, G und E. »Wenn du ›Malagueña‹ spielen kannst«, sagte er immer, »kannst du alles spielen.« Und als er dann irgendwann meinte: »Ich glaube, jetzt hast du den Dreh raus«, war ich ziemlich zufrieden mit mir.

Meine sechs Tanten, in zufälliger Reihenfolge: Marje, Beatrice, Joanna, Elsie, Connie, Patti. Kaum zu glauben, aber fünf von ihnen leben tatsächlich noch, während ich diese Zeilen schreibe. Nur meine Lieblingstante Joanna ist in den Achtzigern gestorben.

An multipler Sklerose. Joanna war ein echter Kumpel. Sie war Schauspielerin, und sobald sie einen Raum betrat, mit ihrem schwarzen Haar, den Armreifen und dem starken Parfüm, hielt der Glamour Einzug. Gerade in der drögen Anfangszeit der Fünfziger fühlte man sich, als kämen die Ronettes zu Besuch. Sie trat im Highbury Theatre auf, in Stücken von Tschechow und Konsorten, und ist als Einzige unverheiratet geblieben. Aber sie hatte immer einen Freund. Natürlich interessierte sie sich für Musik, das lag in der Familie. Wir sangen oft zusammen. Egal, was gerade im Radio lief, einer sagte immer, versuchen wir's doch mal. Ich kann mich noch ganz genau erinnern, wie Joanna und ich mal »When Will I Be Loved« von den Everly Brothers angestimmt haben.

Der Umzug ins Ödland auf der anderen Seite der Gleise, in die Spielman Road in Temple Hill, war eine Katastrophe für mich. Zumindest im ersten Jahr, als ich neun oder zehn Jahre alt war, einem Jahr voller Angst und Gefahr. Ich war ein ziemlich mickriger Knirps – meine volle Körpergröße sollte ich erst mit circa fünfzehn erreichen. Ein so kleiner Furz gerät ständig in die Defensive. Noch dazu war ich ein Jahr jünger als die anderen in meiner Klasse, weil ich am 18. Dezember Geburtstag habe. Das war wirklich Pech, denn in dem Alter ist ein Jahr ein Riesenunterschied. Eigentlich spielte ich gern Fußball, ich war ein guter Linksaußen. Ich war schnell, ich hatte ein Auge für den richtigen Pass. Aber ich war nun mal der kleinste Arsch auf dem Platz. Ein Tritt in die Hacken, eine robuste Grätsche von einem Typen, der ein Jahr älter war, und ich lag im Matsch. Bist du so klein und die anderen so groß, wirst du selbst zum Fußball. Du bist und bleibst ein kleiner Scheißer. »Hey, Little Richards!«, riefen sie immer. Außerdem nannten sie mich wegen meiner abstehenden Ohren »Affe«. Jeder hatte irgendeinen Namen weg.

Der Weg von Temple Hill in die Schule auf der anderen Seite der Stadt führte direkt durch die Hölle. Bis ich elf war, fuhr ich mit dem Bus hin und ging zu Fuß zurück. Warum ich nicht auch zurückgefahren bin? *Weil ich kein beschissenes Geld hatte!* Das Geld für den Bus hatte ich auf den Kopf gehauen. Das für den Friseur übrigens auch. Das erledigte ich selbst vor dem Spiegel, schnipp, schnapp und fertig. Also musste ich laufen, einmal quer durch die Stadt, eine Dreiviertelstunde. Ich hatte genau zwei Wege zur Auswahl: Havelock Road oder Princes Road. Gehupft wie gesprungen. Außerdem wusste ich sowieso, dass dieser Kerl auf mich warten würde, sobald ich den Fuß vor die Schule setzte. Er schien jedes Mal zu ahnen, welchen Weg ich einschlagen würde. Wenn ich es mit einer neuen Route versuchte, nahm er mich eben in irgendeinem Hintergarten hoch. Den ganzen Tag, fünf Tage die Woche, zerbrach ich mir den Kopf, wie ich es ohne Abreibung nach Hause schaffen könnte. Und das ist wirklich hart. Manchmal kam ich ungeschoren davon, aber wenn ich im Klassenzimmer saß, brodelte es trotzdem in mir: Wie zum Teufel komme ich an dem Typen vorbei? Er war wirklich erbarmungslos, und ich konnte absolut nichts dagegen tun. Ich lebte in ständiger Angst, was meine Konzentration natürlich nicht gerade förderte.

»Woher hast du das denn?«, fragte Doris, wenn ich mit einem blauen Auge nach Hause kam, und ich erwiderte: »Bin hingefallen.« Sonst hätte die Gute noch einen Riesenaufstand gemacht, von wegen »Wer war das?« und so weiter. Da sagte man lieber, man sei vom Rad gefallen.

Ich brachte ein schlechtes Zeugnis nach dem anderen nach Hause. Bert schaute mich schief an und fragte: »Was ist da los?« Aber wie sollte man erklären, dass man sich in der Schule aus Angst vor dem Heimweg in die Hosen schiss? Völlig undenkbar. Man war ja kein Schlappschwanz. Damit musste man selbst klarkommen. Die

eigentliche Abreibung war sowieso nicht das Problem. Alles eine Sache der Erfahrung. Bald wusste ich, wie ich ernsthafte Verletzungen vermeiden und meine Deckung aufrechterhalten konnte. Und wie ich die Schläger davon überzeugte, dass sie es diesmal wirklich übertrieben hatten: »Aaaahhhhh!« – Scheiße, denken die sich da, jetzt haben wir echt was kaputt gemacht.

Dann hatte ich die Erleuchtung. Wäre sie mir mal früher gekommen. Es gab da diesen wirklich netten Kerl, den Namen habe ich leider vergessen. War ein ziemlicher Trottel, oder anders ausgedrückt, kein Akademiker in spe. Aber er war groß und stark, und er wohnte nebenan. Außerdem machte er sich schreckliche Sorgen wegen seiner Hausaufgaben. »Hör mal«, meinte ich, »ich erledige deine blöden Hausaufgaben, wenn du mich dafür nach Hause begleitest. Ist ja kein großer Umweg.« Auf einmal hatte ich einen persönlichen Aufpasser, den ich mit ein bisschen Geschichte und Geografie bei Laune hielt. An unseren ersten Auftritt kann ich mich noch gut erinnern. Ein paar Typen lauern mir auf, alles wie immer, und dann erblicken sie ... ihn. Und wir verpassen ihnen die Abreibung ihres Lebens. Zwei oder drei Wiederholungen und ein paar lehrreiche Platzwunden später hatten wir endgültig gewonnen.

Erst auf meiner nächsten Schule, der Dartford Tech, renkten sich die Dinge wieder ein. Und zwar durch einen unfassbaren Glücksfall. Als meine Abschlussprüfungen nahten, war Mick schon an die Dartford Grammar School gewechselt. Jetzt gehörte er zu »denen mit den roten Schuluniformen, wow!« Ein Jahr später war ich dran. Ich versagte erbärmlich, aber nicht so erbärmlich, dass ich auf die Secondary Modern musste. Heute ist das alles anders, aber wer unter diesem archaischen System in der Secondary Modern landete, endete bestenfalls als Fabrikarbeiter. Dort wurde man für körperliche Arbeit ausgebildet – und das war's. Die miesen Lehrer

waren nur dazu da, den Pöbel zu bändigen. Aber mich verschlug es nicht dorthin und auch nicht in die Grammar School, sondern quasi in die Mitte, in die sogenannte Technical School. Eine ziemlich nebulöse Bezeichnung, finde ich heute, die so ungefähr bedeutete: Du hast es zwar nicht in die Grammar School geschafft, bist aber auch nicht komplett wertlos. Erst später kapierte man, dass man von einem willkürlichen System bewertet und aussortiert wurde, von einem System, das sich, wenn überhaupt, nur sehr peripher für den ganzen Menschen interessierte. »Gut, im Unterricht ist er kein Überflieger, aber er kann wirklich gut zeichnen.« Traum weiter, Baby. Natürlich kamen sie nie auf die Idee, dass man vielleicht deshalb nicht aufpasste, weil man eh schon alles wusste.

Doch die wirklich wichtigen Entscheidungen wurden auf dem Spielplatz getroffen. Dort tagte das Gericht der Gleichaltrigen. Sagte ich »Spielplatz«? »Schlachtfeld« wäre angemessener. Manchmal war es wirklich nicht mehr feierlich. Zwei Kerle traten ein armes Würstchen halb zu Brei, und die Leute sagten: »Ach, die lassen nur ein bisschen Dampf ab.« Da herrschte ein raues Klima, auch wenn es sich meist auf verbale Verarsche beschränkte, auf »Schwuchtel!« und dergleichen.

Erst nach einiger Zeit hatte ich raus, wie man jemanden umhaut, statt selbst umgehauen zu werden. Im Einstecken von Schlägen war ich demnach längst Experte, als ich einmal richtig Schwein hatte und einen berüchtigten Schläger ausknockte. Ein magischer Moment. Ich war zwölf oder dreizehn. Bis vor einer Sekunde war ich das geborene Opfer, und einen geschickten Schlag später hatte ich den Obermacker der Schule gefällt! Er stolperte gegen die Steine um das kleine Blumenbeet, rutschte aus und fiel hin, und ich gleich auf ihn drauf. Wenn ich handgreiflich werde, legt sich ein roter Schleier vor meine Augen. Ich sehe überhaupt nichts mehr, aber ich weiß, wo's langgeht. Dann gibt es keine Gnade, Mann,

dann wird blind zugeschlagen. Irgendwann packten mich die Vertrauensschüler, was für einen stilvollen Abgang sorgte. Der Sturz des Giganten! Ich weiß noch, wie überrascht ich war, als der Kerl plötzlich umkippte. Ich sehe das Blumenbeet mit der Steinumrandung noch vor mir. Er hatte keine Chance.

Mit dem Sturz des Giganten wandelte sich die Stimmung auf dem Pausenhof. Es war, als hätte sich die gigantische Gewitterwolke über meinem Kopf plötzlich verzogen. Auf einmal war ich gefürchtet, auf einmal hatte ich keinen Stress mehr. Ich hatte ja keine Ahnung gehabt, wie groß die Wolke gewesen war. Auf einmal fühlte ich mich wohl in der Schule, zum ersten und einzigen Mal. Nun konnte ich ein paar anderen Typen helfen, wie mir zuvor geholfen worden war. Zum Beispiel einem gewissen Stephen Yarde – ein hässlicher kleiner Kerl, den wir wegen seiner riesigen Füße »Boots« nannten. Stephen, das Lieblingsopfer der Schulhofschläger, wurde pausenlos verarscht und verprügelt. Ich wusste, wie es war, ständig auf die nächste Abreibung zu warten, und setzte mich für ihn ein. Ich wurde zu seinem Aufpasser. »Halt dich von Stephen Yarde fern, okay?«

Ich wollte nicht groß und stark werden, um andere zu verprügeln. Ich wollte nur groß und stark genug sein, um den Prügeleien ein Ende zu setzen.

Kaum war diese Last von mir abgefallen, verbesserten sich meine Leistungen an der Dartford Tech. Ich wurde sogar gelobt. Doris hat ein paar Zeugnisse aufgehoben. *Erdkunde: 59%, ein gutes Ergebnis. Geschichte: 63%, recht gute Arbeit.* Doch die naturwissenschaftlichen Fächer hatte der Klassenlehrer in einer Klammer zusammengefasst – das Elend war überall dasselbe – und mit der Formulierung *Keinerlei Verbesserung* abgestraft. *Keinerlei Verbesserung* in Mathematik, Physik und Chemie, und Technisches Zeichnen *ging noch immer über sein Begriffsvermögen hinaus.* Dieses

vernichtende Urteil über meine naturwissenschaftliche Begabung erzählt die Geschichte eines großen Verrats, die Geschichte meiner Verwandlung von einem mehr oder weniger folgtsamen Schüler in einen kriminellen Schulrebelln mit einer anhaltend heftigen Wut auf jegliche Form von Autorität.

Auf einer Fotografie bin ich mit einer Bande Schuljungen und einem Lehrer zu sehen. Wir stehen vor einem Bus und lächeln in die Kamera, und ich, der elfjährige Keith in Shorts, befinde mich in der ersten Reihe. Das Foto wurde 1955 auf einer Chorreise nach London aufgenommen. Wir sollten in der St. Margaret's Church in der Westminster Abbey auftreten – bei einem Sängerwettstreit zwischen verschiedenen Schulen, der vor der Queen höchstpersönlich ausgetragen wurde. Unser Schulchor, diese Ansammlung von Bauertölpeln aus Dartford, hatte es weit gebracht. Landesweit heimsten wir Pokale und Preise ein. Als Sopranisten, und damit quasi als Stars der Show, glänzten Terry, Spike und ich. Der Lehrer auf dem Foto war unser Chorleiter, Jake Clare, ein Genie, das einen Haufen hoffnungsloser Dilettanten zu einer schlagkräftigen Elitetruppe zusammengeschweißt hatte. Jake Clare, das große Geheimnis: Viele Jahre später fand ich heraus, dass er früher als Chorleiter in Oxford gearbeitet hatte. Er hatte zu den besten Großbritanniens gehört, aber dann hatte man ihn degradiert, weil er mit kleinen Jungs auf Tuchfühlung gegangen war. Also ab in die Wüste beziehungsweise in die Kolonien, und auf ein Neues. Doch ich will seinen Namen nicht in den Dreck ziehen, schließlich weiß ich das Ganze nur vom Hörensagen. Auf jeden Fall war er deutlich talentiertere Schüler gewohnt. Was wollte er also in Dartford? Immerhin rührte er uns nicht an, obwohl er als großer Anhänger des Taschenbillards bekannt war. Und er ließ nicht locker, bis wir zu den besten Chören des Landes zählten. Wir drei Sopranisten waren sowieso die besten, die er kriegen konnte. Wir errangen einen

Haufen Preise, die an der Wand der Aula prangten. Bis heute habe ich keinen prestigeträchtigeren Gig gespielt als den in der Westminster Abbey. Verarscht wurde man schon: »Oh, sind wir etwa ein kleiner Chorjunge? Tuntenschwuchtel!« Aber das war mir egal, denn der Chor war einfach toll. Man durfte mit dem Bus nach London fahren. Man durfte Physik und Chemie schwänzen – allein das wäre es wert gewesen. Und ich lernte einiges über Singen und Musik, über das Zusammenspiel von Musikern. Zum Beispiel, wie man eine Band zusammenstellt – Band oder Chor, es läuft aufs Gleiche raus – und wie man sie beisammenhält.

Und dann war die Kacke plötzlich am Dampfen.

Der Stimmbruch. Jake Clare setzte uns Sopranisten einfach an die Luft. Zu allem Überfluss mussten wir die Klasse wiederholen, weil wir kein Physik und kein Chemie gehabt und Mathe vernachlässigt hatten. »Aber wir wurden doch für die Chorproben freigestellt. Wir haben uns für euch den Arsch aufgerissen.« Das hatten wir nun davon. Klar, dass es von da an steil bergab ging. Mit meinen dreizehn Jahren musste ich plötzlich in die Klasse unter mir – das ganze Schuljahr von vorne. Das war ein heftiger Schlag ins Gesicht. Spike, Terry und ich fackelten nicht lange – wir wurden zu Terroristen. Ich war unglaublich wütend, ich wollte Rache. Wenn es nach mir ging, sollte das ganze Land in sich zusammenstürzen, das ganze Land und alles, was es repräsentierte.

Die nächsten drei Jahre machte ich meinen Lehrern das Leben zur Hölle. Zumindest gab ich mir große Mühe. Sie hatten ein todsicheres Rezept entdeckt, wie man einen Rebellen heranzüchtete. Ich schnitt mir nicht mehr die Haare. Ich trug zwei Hosen übereinander, eine hauteng anliegende unter der vorgeschriebenen Flanellhose. Letztere zog ich aus, sobald ich auch nur einen Schritt aus der Schule war. Ich ließ keine Gelegenheit aus, ihnen auf die Nerven zu gehen. Natürlich brachte das nichts, außer zahllose



böse Blicke von meinem Vater. Aber nicht mal das konnte mich stoppen. Ich wollte ihn ja wirklich nicht enttäuschen, aber was sein musste, musste sein. Sorry, Dad.

Diese Demütigung schmerzt bis heute, dieses Feuer brennt noch immer. Damals fing ich an, die Welt mit anderen Augen zu sehen – nicht mehr mit *ihren* Augen. Damals begriff ich, dass es größere Tyrannen gab als die, die ich gewohnt war – und zwar *die da oben*, die Obrigkeit. Damals wurde eine Lunte entzündet, die langsam, aber sicher abbrannte. Ich hätte auf tausend Arten für meinen Rauswurf sorgen können, aber ich fürchtete mich vor meinem Dad. Der hätte mich sofort durchschaut, der hätte gemerkt, dass ich es drauf angelegt hatte. Also musste ich die Sache langsam angehen. Ein Zermürbungskrieg gegen das System. Die, die mir angeblich was zu sagen hatten, interessierten mich nicht mehr. Mir doch egal, was sie von mir erwarteten. Und die Zeugnisse? Her mit den Zeugnissen, ich regle das schon. Ich wurde zum Fachmann für aufgehübschte Zeugnisse. *Er könnte sich mehr anstrengen*. Irgendwo trieb ich dieselbe Tinte auf, und bald stand da: *Er könnte sich nicht mehr anstrengen*. Auf zu meinem Dad. »Er könnte sich nicht mehr anstrengen.« Und warum bekommst du dann eine B-?« Das war ziemlich hoch gepokert, aber die Fälschungen flogen nie auf. Obwohl ich fast darauf hoffte, denn dann wäre ich frei gewesen, der Schule verwiesen wegen Urkundenfälschung. Offensichtlich war ich zu gut. Oder sie dachten sich: So nicht, mein Junge, so nicht!

Seit meinem Rauswurf aus dem Chor interessierte mich der Unterricht einen Dreck. Technisches Zeichnen, Physik, Mathematik, alles zum Gähnen. Sie konnten sich reinhängen, wie sie wollten, *ich kapiere Algebra einfach nicht, klar?* Warum sollte ich auch? Hätte mir jemand eine Pistole an den Kopf gehalten, hätte ich's wohl kapiert. Wenn sie mich bei Wasser und Brot gehalten oder mit der

